Adolph Streckfuß

DER STERN DER ANTHOLD

Kriminalroman

Band 1

Adolph Streckfuß

Der Stern der Anthold

Kriminalroman

Band 1

1883

1.

»Herr Baron Hermann ist soeben angekommen!«, meldete ein alter Diener dem Baron Anthold.

»Hermann?«, rief dieser, vom Lehnstuhl aufspringend, in welchem er bequem zurückgelehnt, seine Zigarre rauchend, gesessen hatte. »Endlich! Aber wo ist er hergekommen? Ich habe keinen Wagen über das Pflaster des Schlosshofes rasseln hören.«

»Der Herr Baron ist zu Fuß gekommen!«

»Wohl mit dem Tornister auf dem Rücken und dem Knotenstock in der Hand wie ein wandernder Handwerksbursche?«, fragte die Baronin mit verächtlich spöttischem Ton den alten Dubois, der die Meldung machte. »Ein solcher Einzug in das Schloss ist ganz nach dem Geschmack deines vortrefflichen Herrn Sohnes«, fuhr sie zu ihrem Gatten gewendet unwillig fort. »Es ist wieder einmal ein Skandal für die ganze Nachbarschaft.«

»Ich wüsste nicht, Mama, wer daran Anstoß nehmen könnte, dass Hermann es vorzieht, von der Station aus einen Spaziergang durch Wald und Wiesen zu machen, anstatt sich im Wagen auf der Chaussee vollstauben zu lassen. Ich finde, dass er hierdurch einen sehr guten Geschmack beweist. Hätte ich die Stunde seiner Ankunft gewusst, dann wäre ich ihm entgegengegangen und hätte ihn von der Station abgeholt.«

»Natürlich, du verteidigst wie immer deinen Herrn Bruder!«, entgegnete die Baronin ärgerlich dem jungen Offizier. »Seine Sehnsucht ebenfalls ist nicht so groß wie die deine, er würde sonst seine Anmeldung nicht einem Diener überlassen haben, sondern schon selbst hier sein.«

»Halten zu Gnaden, gnädige Frau«, entgegnete respektvoll der alte Diener, »der Herr Baron kann noch nicht hier sein.« Ich sah ihn vom Flurfenster aus, wie er eben durch den Torweg in den Hof kam, und da bin ich schnell gelaufen, um meine gehorsame Meldung zu machen.«

»Hatte ich Ihnen erlaubt, zu sprechen, Dubois? Es ist höchst unpassend, dass Sie sich unterstehen, sich in das Gespräch der Herrschaft einzumischen, ohne gefragt zu sein. Merken Sie sich dies!«

»Du bist ungerecht, Mama! Dubois musste wohl deinen Irrtum berichtigen, da du Hermann einen unbegründeten Vorwurf machtest.«

Der Baronin schwebte eine scharfe Antwort auf der Zunge, aber sie unterdrückte dieselbe. Gegen ihren Liebling, den schönen jungen Offizier, den sie auch in diesem Augenblick mit mütterlichem Stolz betrachtete, war sie niemals hart und unfreundlich. Sie reichte ihm sogar die Hand, indem sie sagte: »Du bist zu gutmütig, Hans! Du verwöhnst nur die Leute, wenn du sie so in Schutz nimmst.«

Der Baron war während des kurzen Zwiegespräches zwischen Mutter und Sohn in dem großen Zimmer auf- und abgegangen. Er hatte nicht gehört, was gesprochen worden war. Tief nachdenkend schaute er starr vor sich nieder.

Schon seit einigen Tagen erwartete er seinen ältesten Sohn und doch überraschte ihn jetzt die Nachricht von dessen Ankunft. In wenigen Minuten musste Hermann der Meldung folgen und dann, dann musste es sich entscheiden, ob all die Pläne, welche der Baron mit der Rückkehr des Sohnes verbunden hatte, in blauen Dunst zerflie-

ßende Luftschlösser gewesen waren oder ob sie sich erfüllen sollten. Es hing viel von der Entscheidung der nächsten Stunde ab! Mit Bangen erwartete sie der Baron. Er hatte sich seit Wochen oft und reiflich überlegt, wie er den Sohn empfangen, welche Worte er zu ihm sprechen wollte, um seinen harten Sinn zu beugen. Jetzt aber, da er vor der Entscheidung stand, hatte er alle diese Wendungen vergessen, die er sich ausgesonnen hatte.

Der Schall von schnellen Schritten ertönte vom Korridor her, der zu dem großen Familienzimmer führte. Dubois öffnete die Flügeltür, der lang Erwartete stand auf der Schwelle. Mit raschem Blick überschaute er das Zimmer und die in diesem versammelten Familienmitglieder, dann ging er auf den Vater zu und bot ihm die Hand. Kein freundliches Lächeln erhellte bei der Begrüßung des Vaters seine ernsten Züge. Als er dann vor der Baronin, die ihren Platz auf dem Sofa nicht verlassen hatte, sich tief verbeugte, schien sein Gesicht sich noch mehr zu verfinstern, aber es hellte sich auf und freudig leuchtete für einen Moment sein dunkles Auge, als Hans ihm den Arm um die Schulter legte und ihn herzlich an sich drückend rief: »Endlich bist du da, mein alter lieber Hermann!«

Hermann erwiderte die Umarmung mit gleicher Herzlichkeit, dann aber entzog er sich derselben, sein Gesicht nahm wieder den Ausdruck kalten Ernstes an. Er wendete sich zu dem Baron: »Du hast meine Rückkehr gewünscht, Vater. Es müssen wichtige Gründe gewesen sein, die dich veranlassten, mich zur sofortigen Rückreise aufzufordern.«

»Siehst du das wirklich ein?«, fiel die Baronin mit höhnischem Ton ein. Sie hatte bisher starr und steif auf dem

Sofa gesessen und Hermanns tiefe Verbeugung nur durch ein kaum merkliches Kopfnicken erwidert. Jetzt aber beugte sie sich vor, ihre Züge erhielten Leben, ein boshaftes Lächeln umspielte ihre feinen, dünnen Lippen. Sie betrachtete den Stiefsohn mit einem feindseligen Blick. »Wahrhaftig, du hast dich recht sehr beeilt, dem aus so gewichtigen Gründen entsprießenden Wunsch deines Vaters nachzukommen! Seit vier Tagen schon erwartet er dich! Du hast es nicht einmal der Mühe wert befunden, ihm ein Wort der Entschuldigung für deine so lange verzögerte Rückreise zu schicken.«

»Ich habe sofort von Capri aus geantwortet, dass ich kommen würde. Sollte der Brief verloren gegangen sein?«

»Nein, der Brief ist angekommen, deshalb eben erwarteten wir dich. Du aber hast es vorgezogen, noch eine Vergnügungsreise zu machen, obwohl dir der Vater ausdrücklich geschrieben hatte, er wünsche dich so schnell wie möglich hier zu sehen. Ein liebevoller, gehorsamer Sohn! Wahrhaftig, das muss ich sagen!«

»Ich bin so schnell gereist, wie meine Verhältnisse es irgend gestatteten«, erwiderte Hermann mit unerschütterlicher Ruhe. »Die Kurierzüge habe ich allerdings nicht benutzen können, da diese eine Dritte Wagenklasse nicht führen!«

»Dritte Klasse! Ist es erhört? Ist es glaubhaft? Ein Baron Anthold fährt Dritter Klasse und schämt sich nicht, es zuzugestehen?«

Hermann antwortete auf diesen Vorwurf nur durch ein Achselzucken, er wandte sich zu seinem Vater, der mit finsteren Mienen dem kurzen Streit zugehört hatte.

»Weshalb hast du mich zurückgerufen, Vater?«, fragte er

ruhig ernst. »Ist es nicht besser, wenn ich dem Vaterhaus fern bleibe? Mein Wille ist es nicht, Unfrieden in dasselbe zu bringen. Da ich auf deinen Wunsch zurückgekehrt bin, solltest du mich auch vor Beleidigungen schützen, welche ich durch nichts veranlasst habe. Tust du es nicht, dann verlasse ich Schloss Warnitz noch in dieser Stunde wieder.«

»Sprichst du so zu deinem Vater? Wahrhaftig.«

Die Baronin war aufgesprungen. Mit vor Zorn zitternder Stimme hatte sie die Worte gesprochen, aber ihr Gatte unterbrach sie.

»Kein Wort mehr, Johanna!«, sagte er, ihre Hand mit festem Druck fassend und ihr finster ins Auge schauend. »Du vergisst, was du mir versprochen hattest!«, fügte er, sie zum Sofa zurückführend, flüsternd hinzu. »Bedenke, was von der nächsten Stunde abhängt! Willst du ihn mutwillig reizen?«

»Ich kann seinen Anblick nicht ertragen! Er ist mir im Grunde der Seele verhasst. Wenn ich ihm in das böse schwarze Auge schaue, kann ich mich nicht halten. Ich wollte ihn ja freundlich empfangen, aber es ging nicht, ich konnte es nicht. Ich will eher sterben, ehe ich ihm ein liebevolles Wort sage!«

»Dann schweige wenigstens jetzt. Lass mich mit ihm und Hans allein. Dein törichter Hass würde alles verderben! Es wird ohnehin schwer genug sein, ihn zu überreden. Geh, verlass uns. Ich bitte dich darum, ich fordere es von dir!«

»Nun wohl, ich werde gehen und dich mit deinem Sohn allein lassen, wenn du es verlangst, obwohl ich weiß, dass du gegen seinen Starrsinn nichts ausrichten wirst. Du bist

zu schwach, zu nachgiebig, ein schwankendes Rohr im Wind. Ich wollte, ich könnte dir etwas von meiner Entschiedenheit einflößen, dann würde es besser um uns stehen. Du allein vermagst nichts gegen Hermann, er ist dir überlegen! Beugen kannst du ihn nicht, ihn musst du brechen und du vermagst es nicht, wenn ich dir nicht beistehe. Besinne dich, Robert, schicke mich nicht fort. Du vermagst nichts ohne mich!«

»Deine Anwesenheit würde alles verderben! Du hast durch deinen unfreundlichen Empfang den alten Hass zu neuer Glut angefacht. Bedenke, Johanna, wir sind in seiner Hand! Noch einmal bitte ich dich, geh!«

»Ich gehe, aber du wirst es bereuen, mich fortgeschickt zu haben.«

Sie erhob sich vom Sofa, noch einen feindseligen Blick warf sie Hermann zu, dann rauschte sie durch das Zimmer. Dubois öffnete ihr die Flügeltür und folgte ihr. Der Vater blieb mit seinen beiden Söhnen allein.

Das kurze Gespräch zwischen dem Baron und seiner Gattin war im leisen Flüsterton geführt worden. Hermann, der es verschmähte, die Heimlichkeiten der Stiefmutter zu belauschen, war absichtlich, um ja kein Wort hören und verstehen zu können, mit Hans in die zur Veranda geöffnete Tür des Zimmers getreten. Erst als die Flügeltür sich hinter seiner Stiefmutter schloss, kehrte er zu dem Vater zurück, der sich in den Lehnstuhl niedergelassen hatte und das Haupt sinnend auf die Hand stützte.

Ernst, aber nicht unfreundlich sagte er: »Ich bedaure es von Herzen, Vater, dass schon mein erster Wiedereintritt in die Familie den alten, gehässigen Streit und Zank von Neuem heraufbeschwört, aber an mir liegt wahrlich die

Schuld nicht. Du hättest besser getan, mich nicht zurückzurufen, und ich, ich hätte deinem Ruf vielleicht nicht folgen sollen. Ich wusste es ja, was mich hier erwartete. Der Hass der Stiefmutter gegen mich ist unbesieglich.«

»Lass die alte Klage ruhen, Hermann!«, erwiderte der Baron, trübe zu dem Sohn aufblickend. »Wir müssen ertragen, was wir nicht ändern können. Ich hätte dich nicht zurückgerufen, wenn es nicht notwendig gewesen wäre. Ich weiß es ja aus langer, trauriger Erfahrung, dass zwischen dir und deiner Stiefmutter kein Frieden möglich ist. Soll aber deshalb mein ältester Sohn für immer dem Vaterhaus entfremdet sein? Du, Hermann, bist der Stammhalter unseres Geschlechtes. Deine Pflicht ist es, dasselbe zu stützen, es in dem schweren Kampf aufrechtzuerhalten, den wir gegen ein widriges Geschick zu bestehen haben. Ich bedarf deiner Hilfe, Hermann! In deiner Hand liegt die Entscheidung, nicht nur über dein eigenes Schicksal, sondern auch über das deiner Familie. Ich hoffe, die Liebe zu deinem Vater und zu deinem Bruder, der dich nie gekränkt, immer von Herzen geliebt hat, wird mächtiger in dir sein, als der Hass gegen die Stiefmutter. Darf ich mich dieser Hoffnung hingeben, Hermann?«

»Was verlangst du von mir? Ich vermag dir nichts zu versprechen, ehe du dich nicht deutlicher erklärt hast. Ich übernehme niemals Verpflichtungen, die ich nicht klar erkenne und deren Tragweite ich nicht zu übersehen vermag.«

Der Baron seufzte tief auf. Die im ruhigen, kalten Ton und mit großer Bestimmtheit gegebene Antwort des Sohnes erschien ihm für seine Pläne durchaus nicht vielversprechend. Es wurde ihm im Leben immer schwer, offen

und rückhaltlos den geraden Weg zum Ziel zu gehen. Er bebte stets schon vor einem entschiedenen kräftigen Handeln zurück, heute aber fühlte er sich durch den Gedanken an die Folgen, welche die Entscheidung der nächsten Stunde für ihn haben musste, mehr als zuvor beengt. Gerade die ruhige Entschiedenheit, welche Hermann zeigte, schüchterte ihn ein. Er fürchtete sich fast vor dem Sohn, der so selbstbewusst vor ihm stand und gar nicht geneigt schien, sich durch Bitten oder Drohungen beeinflussen zu lassen. Am liebsten hätte der Baron sich jetzt im entscheidenden Augenblick zurückgezogen, das aber war unmöglich. Die bittere Notwendigkeit zwang ihn, er konnte der Entscheidung nicht mehr ausweichen, er musste Hermann die verlangte Erklärung geben. Aber dem Sohn während derselben in das forschende dunkle Auge zu blicken, vermochte er nicht.

Verlegen schaute er vor sich nieder, als er stockend und sich oft unterbrechend sagte: »Natürlich, ich verlange nicht von dir, dass du mir etwas versprechen sollst, ohne zu wissen, was du versprichst. Es wird mir nicht leicht, dir ein beschämendes Bekenntnis abzulegen, aber es muss geschehen. Meine Söhne müssen wissen, wie die Verhältnisse unseres Hauses liegen. Mit einem Wort also, ich befinde mich in einer höchst peinlichen, dringenden Verlegenheit, ja, ich muss es dir sagen, ich stehe vor dem vollständigen Ruin, wenn du, Hermann, mir nicht hilfst. In wenigen Tagen ist eine bedeutende Wechselschuld fällig. Vergeblich habe ich alle mir zu Gebote stehenden Mittel angewendet, um das Geld aufzutreiben. Es ist mir nicht gelungen und wird mir nicht gelingen. Meine Güter sind verschuldet, auch nicht das kleinste Kapital kann ich auf dieselben er-

halten! Mein Kredit ist erschöpft, ich bin verloren, wenn du, Hermann, mich nicht rettest.«

Die Mitteilung des Barons machte auf seine beiden Söhne einen sehr verschiedenartigen Eindruck. Hans war auf das Tiefste erschreckt, seine Lippen bebten, mit inniger Teilnahme blickte er auf den Vater, der, nachdem er sein Geständnis abgelegt hatte, in dem Lehnstuhl zusammensank und kaum aufzuschauen wagte. Er ergriff dessen Hand und drückte sie zärtlich.

»Beruhige dich, lieber Vater«, sagte er innig. »Es muss ja noch Mittel geben, dir zu helfen. Deine Söhne stehen dir zur Seite! Hermann und ich, wir beide werden alles aufbieten! Ich weiß, dass Hermann wie ich denkt. Es gibt kein Opfer, welches wir nicht bereit wären, für dich aufzubringen.«

Er war überzeugt, dass er nicht zu viel versprochen hatte, aber als er jetzt zu Hermann, von diesem die Bestätigung seiner Worte erwartend, aufschaute, überkam ihn ein peinigender Zweifel. Auf Hermann schienen die Hans so tief erschütternden Worte des Vaters nicht den geringsten Eindruck gemacht zu haben. Er blickte auf den gebeugten, zusammengebrochenen Mann mit demselben kalten, ruhigen Ernst, den er beim Beginn der Unterredung gezeigt hatte.

Er war nicht erschreckt, nicht einmal überrascht, dies sprach er auch offen aus, indem er sagte: »Ich ahnte längst, dass es einmal dahin kommen würde, aber es ist schneller gekommen, als ich glaubte. Ich fürchte, Vater, auch ich werde dich nicht retten können, deine Hoffnung auf meine Hilfe wird trügerisch sein. Ich bin bereit, mein Muttererbe dir zu überlassen.«

»Nein, nein, das verlange ich nicht!«, rief der Baron den Sohn unterbrechend und sich hastig aufrichtend aus. »Es würde meinen Ruin nicht aufhalten! Was wären zehntausend Taler! Ein Tropfen auf einen heißen Stein.«

»Aber mein vom Großvater mir hinterlassenes Kapital!«, fiel Hans ein.

»Ist unantastbar!«, entgegnete der Baron. »Dein Großvater hat das Kapital durch sein Testament so festgelegt, dass du, solange deine Eltern leben, keine Verfügung über dasselbe hast. Er hat wohl vorausgesehen, welches Schicksal mich einst treffen würde. Er wollte es dir unmöglich machen, deinen Vater unterstützen zu können. Sein Testament ist unumstößlich. Da kannst du mir nicht helfen, mein guter Hans. Ich weiß, wenn du es könntest, du würdest es tun. Kein Opfer würde dir zu diesem Zweck zu schwer sein. Die Entscheidung über mein Schicksal liegt in Hermanns Hand.«

»Was verlangst du von mir?«, fragte Hermann.

»Kein Opfer!«, entgegnete der Baron. »Indem du mich rettest, wirst du dein eigenes Lebensglück begründen. Es ist Zeit, dass du das ruhelose Wunderleben aufgibst und dir einen eigenen Herd gründest. Ich werde dir Ober- und Niederlösen abtreten. Die beiden Güter sind groß genug, um einem tüchtigen Landwirt voll an Beschäftigung zu geben. Schloss Lösen ist auch für einen Baron Anthold ein würdiger Landsitz, selbst die Einrichtung ist derart, dass du mit Ehren eine junge Frau dorthin führen kannst!«

»Ah, jetzt fange ich an, zu begreifen!«, fiel Hermann mit finsterer Miene ein. »Du verlangst, dass ich heiraten soll. Natürlich ein reiches, ein sehr reiches Mädchen. Die Schwiegertochter soll durch ihre Mitgift die Schulden des

Barons Anthold bezahlen! Gewiss hast du mich auch der Mühe des Suchens enthoben und schon für mich gesorgt?«

Der Baron wurde durch diese Worte offenbar in große Verlegenheit gebracht. Er wagte es nicht, seinen Sohn anzublicken, als er sehr freundlich antwortete: »Allerdings, lieber Hermann, allerdings! Ich bin so glücklich gewesen, dir die Hand eines ebenso reizend schönen, wie fein gebildeten und liebenswürdigen, eines ebenso geistreichen wie …«

»Goldreichen Mädchens und so weiter!«, fiel Hermann, den Vater unterbrechend, ein. »Weshalb bemühst du dich, alle die anderen Eigenschaften hervorzuheben, sie haben für dich doch schwerlich Bedeutung. Ein reiches Mädchen hast du mir ausgesucht, darauf allein kommt es an! Wer ist denn die Dame, welche sich durch ihren Reichtum einen Mann und den Titel Baronin kaufen will? Ich setze nämlich voraus, dass du der Zustimmung des ebenso schönen wie liebenswürdigen, ebenso geistreichen wie goldreichen Mädchens sicher bist?«

»Du kränkst mich durch deinen Spott, Hermann. Habe ich nicht eine Vaterpflicht erfüllt, indem ich für deine Zukunft zu sorgen bestrebt war?«

»Nur für meine Zukunft? Hat nicht vielleicht die Erwägung, dass der Reichtum der Schwiegertochter dem drohenden Ruin vorbeugen soll, ein wenig Einfluss auf deinen Entschluss gehabt?«

»Hermann, du beleidigst den Vater!«

Die vorwurfsvollen Worte des Bruders riefen nur ein spöttisches Lächeln auf Hermanns Lippen. »Glaube das nicht, Hans«, erwiderte er ruhig, »der Vater fühlt sich

nicht so leicht beleidigt. Er weiß ja, dass ich mich mit schönen Phrasen niemals habe befreunden können. Wir werden am besten und schnellsten zum Ziel kommen, wenn ich ohne alle Umschweife und Bemäntelungen erfahre, was ich doch wissen muss. Also ohne weitere Vorrede den Namen, Vater!«

»Adele … Treu!«

Der Baron sprach den Namen nur stockend und zögernd aus. Er blickte mit einem Ausdruck fast von Furcht den Sohn an, um in dessen Zügen zu lesen, mit welchen Gefühlen er die Nennung gerade dieses Namens aufnehmen würde, und tatsächlich, seine Besorgnis war nicht ohne Berechtigung.

Hermanns Gesicht verfinsterte sich noch mehr, als er den Namen hörte, sein Auge blitzte unwillig auf. »Adele Treu!«, rief er. »Diesen Namen habe ich allerdings nicht zu hören erwartet! Adele Treu, die Tochter des Mannes, den du unzählige Male mit tiefster Verachtung einen unbarmherzigen Wucherer, einen Geldmenschen ohne Herz genannt hast! Wie ist es möglich, dass du sie, gerade sie zu deiner Schwiegertochter auserwählen konntest!«

»In Treus Hand sind meine Wechsel!«, sagte der Baron kleinlaut.

»Und er wird die Zahlung unbarmherzig fordern, wenn der Baron von Anthold ihm nicht den ältesten Sohn verkauft. Er will einen Baron zum Schwiegersohn haben. Er ist reich genug, er kann sich ein so kostspieliges Vergnügen erlauben! Mancher Makel, den selbst der Titel eines Geheimkommerzienrates nicht fortwischen kann, ruht auf seinem Namen. Da will er wenigstens der Tochter einen adeligen Wappenschild verschaffen. Jetzt erst wird mir

der innere Zusammenhang dieses Seelenhandels ganz klar. Die Herren Väter sind miteinander einig, aber wie steht es mit den Kindern? Weiß Fräulein Adele Treu um den Handel? Ist sie bereit, ein Werkzeug der Pläne ihres Vaters zu werden?«

»Treu versichert mir, dass seine Tochter ihm den Gehorsam nicht versagen werde.«

»Ich glaube es! Die Tochter eines solchen Vaters hat wohl schwerlich ein Gefühl dafür, wie schmachvoll der Handel ist, dessen Objekt sie selbst ist. Ich kenne sie, ohne sie zu kennen! Ich sehe sie vor mir, obwohl ich sie nie gesehen habe, die Tochter des geldstolzen Wucherers, dem nichts zu seinem Glück fehlt, als eine vornehme Familienverbindung! Sie ist fein gebildet, natürlich! Der Herr Vater hat ja Geld genug, um die ersten Lehrer zu bezahlen! Sie plappert französisch und englisch, vielleicht auch italienisch, sie spielt Klavier und singt dazu, wahrscheinlich frevelt sie auch in der Malerkunst. Sie hat alle berühmten Romane gelesen und schwärmt mit Ebers für die alten Ägypter. Sie verwirft mit Abscheu Zolas schmutzige Schilderungen, liest sie aber mit einem geheimen Kitzel. Sie versteht es, über alles und noch vieles andere zu schwatzen! Ja, sie ist fein gebildet und geistreich! Und auch schön und liebenswürdig ist sie! Warum sollte sie nicht schön sein, alle Mittel zur Verschönerung stehen ihr zu Gebot, Haare, Zähne, selbst Augen sind ja in vollendeter Form zu kaufen, und eine ausgesuchte Toilette tut das Übrige!«

»Du irrst, Hermann«, bemerkte Hans. »Adele Treu ist wirklich ein schönes Mädchen. Ich habe sie einmal in einer Gesellschaft getroffen, sie fiel mir durch ihre Schönheit auf.«

»Hast du auch mit ihr gesprochen, ihren Geist und ihre Liebenswürdigkeit bewundert?«

»Nein, ich habe mich ihr nicht vorstellen lassen, obwohl sie eine Freundin meiner Braut ist, welche mir viel Gutes von ihr erzählt hat. Ich habe oft vom Vater gehört, dass dessen Geschäftsverbindungen mit dem Geheimrat Treu nicht immer erfreulicher Natur gewesen sind, und glaubte deshalb, es sei besser, wenn ich mich fern von der jungen Dame halte. Aber ich habe sie beobachtet und viel von ihr gehört. Mehrere meiner Kameraden umschwärmten sie und schwärmten für sie!«

»Also eine Salondame ersten Ranges! Eine Ballschönheit, welche die Gardeleutnants um sich sammelt! Wahrhaftig, eine recht geeignete Frau für mich! Schade, dass du verlobt bist, Hans! Für dich würde sie besser passen, als für einen Menschen scheuen Sonderling, der nichts mehr hasst, als eine große, elegante Gesellschaft. Ich bedaure, Vater, dass ich die Hoffnungen, welche du auf mich gesetzt hast, nicht zu erfüllen vermag. Ich kann und will mich nicht verkaufen!«

»Hermann, bedenke, dass du mit diesem Wort über das Schicksal deines Vaters entscheidest! Ich bin verloren, wenn du mich nicht rettest!«

»Um diesen Preis vermag ich es nicht!«

»Lass dich erbitten, Hermann! Gewähre mir Zeit, schneide mir nicht jede Hoffnung durch eine entschiedene Weigerung ab! Du kennst Adele Treu nicht, lerne sie wenigstens beurteilen, entscheide dich nicht, ehe du sie im Haus ihres Vaters aufgesucht, sie gesehen, gesprochen hast.«

»Was könnte dir eine solche Verzögerung meiner Entscheidung nützen? Nur eine Verzögerung würde es sein,

denn ich erkläre dir, dass ich mich nie herablassen werde, meine Ehre, meinen Namen und mich selbst zu verkaufen! Selbst wenn ich Fräulein Adele Treu so schön, so liebenswürdig und so geistreich fände, wie du sie geschildert hast, für mich würde sie immer verabscheuungswürdig sein, weil sie die Tochter ihres Vaters ist und weil sie sich zu dem Seelenhandel hergibt!«

»Sie erfüllt die Pflicht der Tochter gegen den Vater, wenn sie dessen Willen ehrt!«

»So weit geht nicht die Pflicht der Tochter und nicht die des Sohnes! Sie hat das Recht, dem Willen des Vaters zu widerstreben, wenn ihr ein so schmachvoller Handel zugemutet wird!«

»Du wirst anders urteilen, wenn du sie kennenlernst.«

»Nein, niemals!«

»Vielleicht doch! Aber wenn du auch wirklich deiner selbst so sicher wärest, ist es dann nicht umso mehr eine Pflicht der Gerechtigkeit, dass du nicht verurteilst, ehe du hast urteilen können? Entscheide dich wenigstens heute nicht unwiderruflich. Ich habe dem Geheimrat Treu versprochen, dass du dich ihm in D. vorstellen würdest. Wenn du dies Versprechen erfüllst, gewinne ich Zeit. Treu wird dann mit seiner Wechselforderung warten, und vielleicht gelingt es mir, für eine andere Deckung zu sorgen. Ja ich hoffe sicher, es wird mir gelingen! Zeit gewonnen ist für mich jetzt alles gewonnen! Ich verlange so wenig von dir, Hermann, nichts, als dass du nicht heute schon ein definitives Nein sprichst. Du sollst dich zu nichts verpflichten, mir nichts versprechen, als dass du nach D. reisen, dort einige Zeit bleiben, dem Geheimrat Treu deinen Besuch machen und seine Tochter kennenlernen willst. Ist

das Opfer, welches du deinem Vater bringen sollst, so groß, dass du es nicht zu bringen vermöchtest?«

Hermann schaute finster zu Boden und antwortete nicht gleich, erst nach kurzem Sinnen sagte er: »Es widerspricht meinem Gefühl für Wahrhaftigkeit, das Treu'sche Haus zu besuchen und hier durch in dem Vater und vielleicht in der Tochter den Glauben zu erwecken, dass ich gekommen sei, um die zwischen dir und dem Geheimrat getroffene Vereinbarung zu erfüllen, während ich doch fest entschlossen bin, dies nicht zu tun. Wenn ich mich deinem Wunsch füge, behalte ich mir doch volle Freiheit des Handelns vor. Ich kann nicht heucheln und lügen! Ich will nicht unberechtigte Erwartungen erwecken.«

»Das verlange ich nicht. Versprich mir nur, dass du kein unbedingtes, schroffes Nein sagen, dass du dir die Entscheidung noch einige Wochen vorbehalten willst.«

»Wohl, ich will dir dies Versprechen geben, aber ich tausche es gegen ein Versprechen von dir ein. Ich werde nach D. fahren, aber nicht, um dort einige Wochen zu bleiben, sondern um meinen bleibenden Wohnsitz in der Residenz zu nehmen. Du hast selbst gesagt, es ist Zeit, dass ich mein ruheloses Wunderleben aufgebe. Ich bin dazu entschlossen. Ich wäre in einigen Wochen zurückgekehrt, auch wenn du mich nicht gerufen hättest. Dein Brief hat mich nur zu einem beschleunigten Abbruch meiner Reise veranlasst. Ich werde mich in D. als Arzt niederlassen.«

»Nun und nimmermehr werde ich dies gestatten!«

»Ich weiß, dass dein Stolz durch meinen Entschluss tief gebeugt wird, dass es dir als eine Entwürdigung unseres hochadeligen Namens erscheint, wenn ein ärztliches Firmenschild denselben trägt. Ich werde diesem Stolz, ob-

wohl er mir fremd ist, Rechnung tragen. Mein Schild soll nur die Bezeichnung, Dr. Anthold, praktischer Arzt enthalten. Der Barontitel mag ruhen, der tüchtige bürgerliche Arzt bedarf desselben nicht.«

»Hermann.«

»Höre mich ruhig an, Vater. Wir müssen uns heute verständigen, wenn du nicht willst, dass wir ohne Verständigung jeder seines Weges geht! Ich bin mündig und bedürfte zur Ausführung meines Entschlusses deiner Einwilligung nicht, aber ich wünsche nicht, in Unfrieden von dir zu scheiden. Schon damals, als ich gegen deinen Willen, statt mich durch juristische Studien auf die diplomatische Laufbahn vorzubereiten, Medizin studierte und diesem Studium treu blieb, obwohl du mir jede Unterstützung für dasselbe entzogst, war ich entschlossen, dereinst als praktischer Arzt mich in irgendeiner größeren Stadt niederzulassen. Die Zinsen meines kleinen Vermögens haben es mir möglich gemacht, ohne je deine Hilfe zu beanspruchen, mein Staatsexamen zu bestehen und dann in die Welt hinauszuwandern, um mich weiter auszubilden. Dadurch, dass ich niemals eine Unterstützung von dir beanspruchte, habe ich mir die volle Freiheit meiner Entschließungen gewahrt. Als du mir damals, unmittelbar ehe ich meine Reise antrat, erklärtest, ich solle zur Rückkehr in die Heimat die Bewirtschaftung eines Teiles der Familiengüter übernehmen, habe ich dies weder abgelehnt noch dir ein Versprechen gegeben. Ich würde heute vielleicht deinen Wunsch erfüllen, würde Landwirt werden und mein medizinisches Studium nur verwerten, um den Nachbarn und den Tagelöhnern ärztliche Hilfe zu leisten, wenn du nicht selbst erklärt hättest, dass du die Güter

nicht zu halten vermagst. Soll ich Ober- und Niederlösen übernehmen, um dort den ekelhaften Kampf gegen die erdrückende Schuldenlast auszukämpfen? Ich kann und will es nicht. Das Ende wäre doch die Subhastation der Güter, und ich würde gezwungen, zu tun, was ich jetzt freudig freiwillig tue. Ich mache keine großen Ansprüche an das Leben. Mit den Zinsen meines kleinen Kapitals kann ich leben, bis es mir gelingt, mir eine ärztliche Praxis zu schaffen. Ich werde, wie du es wünschest, nach D. übersiedeln, aber ich werde mich dort als Arzt niederlassen. Deinem Wunsch gemäß werde ich als Baron Anthold dem Geheimrat Treu mich vorstellen, werde dessen Haus als Baron besuchen, zugleich aber als einfacher Doktor Anthold mir eine ärztliche Praxis zu erwerben streben und dies auch dem Herrn Geheimrat Treu nicht verschweigen. Dazu wünsche ich deine Einwilligung. Versagst du sie mir, dann zwingst du mich, mich ganz vom Vaterhaus zu lösen, dem ich ohnehin leider, vielleicht durch meine Schuld, nur zu sehr entfremdet bin. Ich will deine Einwilligung gegen mein Versprechen eintauschen, dem Geheimrat Treu meinen Besuch zu machen.«

»Du legst mir Daumenschrauben an! Du missbrauchst die unglückselige Lage, in der ich mich befinde.«

»Ich kann nicht anders, Vater! Wir müssen miteinander klar werden. Entscheide dich!«

»Ich soll mich entscheiden! Habe ich denn eine Wahl?«, rief der Baron verzweifelt. »Ich muss dir wohl nachgeben. Aber ich tue es nur, wenn du mir fest versprichst, dem Geheimrat Treu als Baron Anthold deinen Besuch zu machen und dich nicht definitiv zu entscheiden, ehe du Adele Treu näher kennengelernt hast. Du sollst nichts übereilen!

Ich bin überzeugt, du wirst deinen Widerspruch aufgeben, wenn du einige Monate im Haus des Geheimrates Treu verkehrt hast. Drei Monate verlange ich von dir, drei kurze Monate! Versprichst du mir, drei Monate zu warten, ehe du dich gegen eine Verbindung mit Adele Treu fest entscheidest?«

»Ich verspreche es!«

»Dann magst du tun, was du willst! Ich kann es ja nicht hindern.«

2.

Trotz der Verständigung, die aufgrund des gegenseitigen Versprechens scheinbar zwischen Vater und Sohn zustande gekommen war, blieb doch in beiden eine Verstimmung zurück, die sich nicht wieder beseitigen ließ.

Der Baron Anthold war für seinen ältesten Sohn niemals ein liebevoller Vater gewesen; der scheue, unschöne Knabe, der seiner verstorbenen Mutter sehr ähnlich sah, hatte in ihm stets die Erinnerung an diese erweckt, eine unliebsame Erinnerung, denn der Baron hatte seine erste Frau fast verabscheut. Dem Willen des strengen Vaters gehorsam, hatte er das hässliche Fräulein geheiratet, um sich mit einem der vornehmsten Adelsgeschlechter des Landes zu verbinden; er hatte einer Herzensneigung entsagen müssen, dafür war ihm die aufgedrungene Gemahlin im Grund der Seele verhasst. Er hatte einige Jahre mit ihr in der unglücklichsten Ehe gelebt; die Geburt eines Sohnes hatte den häuslichen Frieden nicht herzustellen vermocht, und selbst nach dem Tod der unglücklichen Frau ver-

mochte der Baron seine Abneigung gegen dieselbe nicht zu verwinden.

Diese Abneigung gegen die Mutter übertrug sich auf den Sohn, der an Körper und Geist das kindliche Ebenbild der früh Gestorbenen war. Wenn das Kind den Vater mit den dunklen Augen so ernst und sinnig, mit einem fast finsteren Blick betrachtete, meinte der Baron, die verstorbene Mutter schaue ihn aus des Kindes Augen an, derselbe vorwurfsvolle, finstere Blick hatte bei den häuslichen Zwistigkeiten so häufig auf ihm geruht. Er mochte den Knaben nicht um sich dulden, er überließ ihn der Erziehung einer alten Kinderfrau. Nie hatte er ein freundliches Wort für das hässliche, unliebenswürdige Kind; wenn er dasselbe je einer Beachtung würdigte, geschah es nur, um es wegen irgendeiner ihm gemeldeten Unart zu strafen. Die Kluft zwischen Vater und Sohn wurde noch tiefer, als der Baron sich bald nach dem Tod seines Vaters wieder verheiratete. Er konnte jetzt frei seiner Neigung folgen, die er gewaltsam hatte unterdrücken müssen. Seine Exzellenz der wirkliche Geheimrat Baron von Anthold, der herzlose, strenge Aristokrat, würde es nie geduldet haben, dass einer seiner Söhne ein bürgerliches Mädchen heirate, und die Söhne fühlten eine so große Furcht vor dem Vater, dass sie gar nicht wagten, ihm ungehorsam zu sein; nach seinem Tod aber waren sie frei, Baron Robert kehrte zu seiner ersten Liebe zurück. Johanna Söchting, die schöne Tochter des reichen Fabrikanten, war ihm treu geblieben. Sie hatte die zahlreichen Heiratsanträge zurückgewiesen, freudig folgte sie ihm als Gattin zum Schloss Warnitz.

Wie dem eigenen Vater war Hermann der Stiefmutter eine stets widerliche Erinnerung an seine verstorbene

Mutter; der Hass, den Johanna Söchting gegen die beneidete Nebenbuhlerin gehegt hatte, vererbte sich auf den Knaben und dieser Hass erhöhte sich, je mehr Hermann heran wuchs.

Die tiefe Abneigung, welche die Baronin gegen ihren Stiefsohn fühlte, schien einer gewissen Berechtigung nicht zu entbehren, zeigte doch auch ihr der hässliche, störrische Knabe stets offen und rücksichtslos, dass sie ihm weder Liebe noch Achtung einflöße. Er vergalt Hass mit Hass. Auch durch die strengste Strafe konnte es der Baron nicht dahin bringen, dass Hermann je der Stiefmutter ein freundliches Wort gegönnt hätte. Widerwillig befolgte der Knabe die ihm erteilten Befehle, es war eine Pflicht, die er erfüllte, wie jede andere; der Pfarrer hatte ihm gelehrt, dass Gehorsam gegen die Eltern Sohnespflicht sei, er gehorchte daher, aber zur Liebe konnte er sich nicht zwingen, weder gegen den Vater, noch gegen die Stiefmutter, und zu heucheln vermochte er nicht. Er gab sich, wie er war, ohne jede Rücksicht zeigte er seine tiefe Abneigung gegen die schöne Frau, die daran gewöhnt war, dass alle Welt ihrer Schönheit huldigte.

Der Baron machte niemals einen Versuch, seinen ältesten Sohn durch Liebe an sich heranzuziehen und das böse Verhältnis zwischen demselben und der Stiefmutter zu einem freundlichen zu gestalten; er war zu schwach von Charakter, um die Abneigung, welche er selbst gegen den Knaben fühlte, besiegen zu können; je weniger er vom Sohn sah und hörte, je lieber war es ihm, er überließ dessen Erziehung ganz dem alten Dorfprediger, dem er den ersten Unterricht übertragen hatte.

So führte Hermann im väterlichen Schloss als Knabe ein

trauriges, freudloses Leben, bei welchem sein Gemüt sich mehr und mehr verfinsterte; er war störrisch und unliebenswürdig, ein scheues, unangenehmes, hässliches Kind. Und doch lebte in diesem Knaben eine der Liebe bedürftige Seele, doch bewahrte er sich ein tiefes, inniges Gefühl, welches überall da zum Durchbruch kam, wo es nicht künstlich unterdrückt wurde.

Dem alten Pfarrer zeigte Hermann eine tiefe Dankbarkeit, er zollte dem pflichttreuen, milden Lehrer eine innige Verehrung, freudig lernte er; ohne je zu widerstreben gehorchte er. Die goldene Lehre des würdigen alten Herrn »Sei stets wahr gegen dich selbst und gegen die Welt«, befolgte er mit eiserner Konsequenz und Gewissenhaftigkeit.

Dass er auch freundlich, sanft und liebenswürdig sein könne, zeigte er gegen den um fünf Jahre jüngeren Stiefbruder Hans, den verhätschelten Liebling des Vaters und der Mutter. Er fühlte für den schönen Knaben eine rührende, zärtliche Liebe, und Hans erwiderte sie mit vollem Herzen.

Die beiden Brüder waren unzertrennliche Spielgefährten.

Gegen Hans zeigte sich Hermann niemals finster oder eigenwillig, freudig erfüllte er jeden Wunsch, den der jüngere Bruder irgend äußern mochte, dafür aber verehrte auch Hans seinen Hermann, dem er viel bereitwilliger gehorchte als der Mutter und selbst dem Vater. Wenn er glaubte, dass seinem Hermann ein Unrecht geschehe, konnte der sonst so sanfte und nachgiebige Knabe in heftigen Zorn geraten und nicht selten leistete er der Mutter offenen Widerstand, wenn diese ungerecht gegen Hermann war.

Die Liebe der beiden Knaben zueinander besänftigte den

Hass der Baronin gegen den Stiefsohn nicht, sie erhöhte ihn im Gegenteil. Die eitle Frau fühlte sich gekränkt dadurch, dass ihr Liebling eine so zärtliche Zuneigung für den Stiefbruder fühlte, sie war auf diesen gewissermaßen eifersüchtig und sie wusste deshalb ihren schwachen Gatten zu bewegen, dass er den ihr so widerwärtigen Knaben aus Schloss Warnitz entfernte.

Hermann wurde zur Stadt in Pension gebracht, um dort das Gymnasium zu besuchen. Die Baronin hoffte durch die Trennung Hans seinem Bruder zu entfremden; aber sie erhöhte durch dieselbe nur die zärtliche Liebe der beiden Brüder zueinander; diese Liebe trotzte allen Versuchen, sie zu unterdrücken. Die beiden Knaben schrieben sich die liebevollsten Briefe, und als nun die ersten Ferien kamen und Hermann auf vierzehn Tage nach Schloss Warnitz zurückkehrte, waren sie vollständig unzertrennlich.

Der Baron hätte gern seiner Gattin zum Gefallen Hermann auch während der Ferienzeiten von Schloss Warnitz entfernt gehalten; das aber ging doch nicht an. Vor den Augen der Welt musste die Täuschung aufrechterhalten werden, dass zwischen den Eltern und dem Sohn ein angemessenes Familienverhältnis bestehe; nicht zu auffällig durfte der ältere Sohn aus erster Ehe gegen den Stiefbruder zurückgesetzt werden. Den Geboten der Schicklichkeit fügte sich auch die Baronin, dafür aber entschädigte sie sich, indem sie Hermann, so viel sie irgend es vermochte, kränkte und peinigte, wenn er nach Schloss Warnitz zum Besuch kam.

Der Baron ließ sie gewähren, er mischte sich nicht in die Zwiste zwischen Stiefmutter und Stiefsohn, er nahm Hermann nicht in Schutz, aber er kränkte ihn auch nicht ab-

sichtlich.

Sein früherer Hass gegen den Sohn hatte sich gemildert, er war der Gleichgültigkeit gewichen. Der Baron kümmerte sich um Hermann wenig oder gar nicht. Wie früher der Pfarrer Erdmann, so leitete jetzt der Gymnasialdirektor Harder, bei welchem Hermann in Pension war, dessen Erziehung ganz selbstständig; der Baron meinte seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er die Pension pünktlich zahlte und wenn er gestattete, dass sein Sohn während der Ferienzeit sich in Schloss Warnitz ausruhe, aber weiteres zu tun hielt er sich nicht für verpflichtet. Während er für Hans große Summen ausgab, um die besten Lehrer aus der Stadt nach Schloss Warnitz kommen zu lassen, mussten die Zinsen aus dem kleinen Muttererbe Hermanns hinreichen, um für dessen Bedürfnisse zu sorgen. Nur als Hermann die Universität bezog, wurde ihm ein Zuschuss aus der väterlichen Kasse gewährt, damit er als künftiger Diplomat sich seinem Stand gemäß in den höheren Gesellschaftskreisen der Universitätsstadt bewegen könne; aber diese Unterstützung zog der Baron sofort zurück, als Hermann die ihm anbefohlenen Studien aufgab und sich dem Studium der Medizin zuwandte.

Das Verhältnis zwischen Vater und Sohn war durch des Letzteren Ungehorsam aufs Neue gelockert worden. Der Baron glaubte sich jetzt in seinem guten Recht, wenn er den Sohn sich ganz selbst überließ, er tat dies um so lieber, als seine pekuniären Verhältnisse sich mit jedem Jahr mehr verwickelten und es ihm recht angenehm war, die bisher dem Sohn gewährte Unterstützung zu sparen; aber er löste sich doch nicht ganz von demselben. Zu einem öffentlichen Skandal wollte er es nicht kommen lassen, und

nach wie vor brachte Hermann die Ferien auf Schloss Warnitz zu und traf hier mit Hans zusammen, der inzwischen Offizier geworden war und sich stets so einrichtete, dass sein Urlaub mit Hermanns Ferien zusammenfiel.

Der lockere Verband zwischen Hermann und dem Vaterhaus war auch während seiner Reise bestehen geblieben.

Er hatte niemals eine Unterstützung vom Vater verlangt, die Zinsen seines Kapitals und die Erträge einiger kleinen literarischen Arbeiten, welche Aufnahme in eine größere Zeitung fanden, hatten ihm genügt, um meist zu Fuß weite Reisen machen zu können. Einige Male hatte er diese unterbrochen, um ein paar Monate mit Hans vereint in Schloss Warnitz zu leben, dann aber war er wieder in die Welt hinaus gegangen, um endlich vom Vater aus Italien zurück berufen zu werden.

Es war ihm längst kein Geheimnis gewesen, dass die scheinbar so glänzenden Verhältnisse, in welchen sein Vater lebte, innerlich schwer zerrüttet seien. Er hatte auf seiner Reise sich bemüht, seine landwirtschaftlichen Kenntnisse zu erweitern, und dies war ihm um so leichter gelungen, als er schon als Knabe sich mit Vorliebe der Landwirtschaft angenommen hatte. Gerade weil er seine Freistunden nicht in der Gesellschaft der Eltern zubringen konnte und weil er auf die Gesellschaft der Wirtschaftsinspektoren und der höheren Dienerschaft angewiesen gewesen war, hatte er seine natürliche Erholung darin gefunden, mit den Inspektoren auf das Feld zu gehen; er war so ein ganz tüchtiger Landwirt geworden und konnte seine bisherigen Kenntnisse in anderen Ländern weiter ausbilden.

Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, wenn er wieder nach Schloss Warnitz zurückkehrte, dass in jedem Jahr sich die Zeichen des Verfalls des väterlichen Vermögens mehrten. Er hörte die Klagen der Wirtschaftsinspektoren, dass niemals Geld vorhanden sei, um notwendige Verbesserungen in den Wirtschaftseinrichtungen herzustellen, dass das Getreide häufig schon verkauft werde, ehe es gedroschen, die Wolle, ehe sie geschoren sei. Der Förster erzählte ihm, dass die Wälder in fast forstfrevlerischer Weise ausgenützt würden, die Stammschäferei kam zurück, es wurden aus derselben nur edle Böcke verkauft, aber ihr kein frisches Blut durch Ankauf zugeführt.

Wie es möglich geworden war, dass der Vater in Schulden hatte geraten können, vermochte Hermann nicht zu begreifen, aber dass es geschehen sei, war ihm klar. Wohl war der Baron noch immer der Herr eines ausgebreiteten Güterbesitzes, der bei intensiver Bewirtschaftung größere Erträge geben musste, aber das Kapital für eine solche Bewirtschaftung fehlte. Die Güter waren mit Schulden überlastet und die Inspektoren aus Schloss Warnitz sprachen es offen aus, dass auf Befehl des Herrn Barons die Wirtschaft lediglich darauf hin gerichtet sei, ohne Rücksicht auf die Zukunft soviel Geld wie möglich aus den Gütern herauszuschlagen.

Da musste denn freilich der Verfall mit entsetzlicher Schnelligkeit um sich greifen und das sichere Endresultat, der Ruin, war vorauszusehen. Aber über die ursprüngliche Ursache dieses Verfalls vermochte Hermann sich nicht klar zu werden.

Ein Verschwender war der Baron nie gewesen. Er hatte wohl auf großem Fuß gelebt, Schloss Warnitz und Schloss

Lösen waren sehr elegant, ja luxuriös eingerichtet, die Gastfreiheit, welche geübt wurde, erforderte erhebliche Summen, aber die Erträge der großen, früher fast schuldenfreien Güter gestatteten wohl einen noch größeren Aufwand.

Hatte der Baron vielleicht, getrieben von Gewinnsucht, um sein ohnehin schon bedeutendes Vermögen noch zu vergrößern, sich in gefährliche Spekulationen eingelassen? Eine solche Lösung des Rätsels war vielleicht die wahrscheinlichste und für dieselbe sprachen manche Äußerungen, welche der Baron gelegentlich getan hatte. Eben sowohl wie der Umstand, dass jetzt der geheime Kommerzienrat Treu sein gefährlichster und Hauptgläubiger war.

Treu war bekannt als kühner, gewissenloser, glücklicher Spekulant, er war ein Jugendfreund des Barons, mit dem er stets in intimer Verbindung geblieben war. Nichts war wahrscheinlicher, als dass Treu den Freund zu gewagten Spekulationen verleitet und dass der Charakter schwache und gewinnsüchtige Mann der Verführung nicht habe widerstehen können. So erklärte es sich, dass der Baron in den letzten Jahren stets mit großer Erbitterung vom einstigen Freund gesprochen, ja ihn mit dem hässlichen Schimpfnamen eines Wucherers belegt hatte, während er jetzt plötzlich die Verbindung seines ältesten Sohnes mit der Tochter dieses Wucherers forderte.

Hermann hatte sich dem Willen des Vaters wenigstens insoweit gefügt, dass er seine ablehnende Entscheidung auf drei Monate hinaus geschoben hatte, aber er hatte es ungern und mit Verleugnung seines Rechtsgefühls getan. Er fühlte sich gedrückt dadurch, dass er wider seine bessere Überzeugung, um eine Verständigung mit seinem Vater

herbeizuführen, diesem nachgegeben hatte, und je mehr er bei reiflichem Nachdenken sich klar darüber wurde, dass Treu wahrscheinlich der Urheber des Unglücks seines Vaters sei, je widerlicher war ihm der Gedanke, einem solchen Mann in irgendeiner Weise näher treten zu müssen. Er war verstimmt darüber, dass er ein Versprechen gegeben hatte, welches er bereute.

Und nicht minder verstimmt war der Baron. Er hatte zwar das Wichtigste erreicht, er hatte Zeit gewonnen; aber um welchen Preis? Er hatte sich demütigen müssen vor seinem ältesten Sohn, gegen den er die frühere Abneigung nie ganz hatte überwinden können, er war gezwungen gewesen zum Geständnis seiner unglückseligen Lage, und endlich hatte er sogar die seinen aristokratischen Stolz tief verletzende Erlaubnis geben müssen, dass sein Sohn als Arzt ein bürgerliches Gewerbe treibe! Das konnte er Hermann nicht verzeihen, und wenn er seinem Ingrimm jetzt nicht offen durch Worte Luft machen durfte, im Herzen behielt er ihn doch.

Nur äußerlich war zwischen Vater und Sohn eine Verständigung erfolgt, innerlich standen sie sich ferner als jemals. Sie waren so Grund verschieden in allen ihren Lebensanschauungen, in ihrem ganzen Sein und Wesen, dass es kaum ein anderes Bereinigungsband zwischen ihnen gab, als das der Blutsverwandtschaft. Ihre Seelen waren getrennt durch eine unüberbrückbare Kluft, die sich noch mehr vertiefen sollte, nachdem kaum die Scheinverständigung geschlossen worden war.

Der alte Dubois brachte auf dem silbernen Präsentierteller zwei Briefe, welche soeben vom Landbriefträger in Schloss Warnitz abgegeben worden waren, er bot den Tel-

ler dem Baron, als dieser aber beide Briefe nehmen wollte, sagte er:

»Bitte um Entschuldigung, gnädiger Herr, der eine Brief ist an den Herrn Baron Hermann von Anthold adressiert.«

»Ein Brief an mich hier her, nach Schloss Warnitz adressiert? Das muss wohl ein Irrtum sein!«. rief Hermann verwundert.

»Nein, die Adresse ist ganz klar«, entgegnete der Baron, der den Brief vom Präsentierteller genommen hatte und ihn neugierig anschaute. »Eine schöne und doch feste, eine zierliche, kleine und doch charaktervolle Damenhand hat sie geschrieben, sie lautet: An den Herrn Baron Hermann von Anthold, zurzeit in Schloss Warnitz bei Station F.«

»Das begreife ich nicht! Ich kenne keine Dame, die ein Recht hätte, an mich schreiben zu dürfen.«

»Das Rätsel wird sich dir lösen, wenn du den Brief öffnest!«

Der Baron übergab seinem Sohn das zierliche Schreiben. Noch ein Mal las Hermann die Adresse, sie war so klar, dass sie jeden Irrtum ausschloss, der Brief war sicherlich an ihn gerichtet. Kopfschüttelnd zerriss er das Kuvert und nicht ohne eine gewisse Neugier las er den Brief, der mit jeder Zeile sein Interesse höher spannte und fesselte:

»Mein Vater hat mir gestern eine Eröffnung gemacht, welche mich zwingt, die Schranken der gesellschaftlichen Sitte zu durchbrechen. Wie unschicklich und unzart es Ihnen auch erscheinen mag, dass ich mich mit offenem Wort an Sie wende, es muss dennoch geschehen. Sie müssen es durch mich selbst erfahren, welchen tiefen Abscheu mir die Absichten einflößen, die Ihr Vater und der meine für

unser beiderseitiges Schicksal haben. Ihr Vater hat Sie aus Italien zurückberufen, er hat von Ihnen gefordert oder wird von Ihnen fordern, dass Sie um meine Hand werben, wie mein Vater von mir gefordert hat, dass ich aus meinem schönen Gebirgsdörfchen im Harz, in welchem ich so glückliche, friedliche Tage verlebt habe, zurückkehre nach D., um Ihren Besuch zu empfangen und mit einem freudigen Ja Ihre Werbung zu beantworten. Ich kenne Sie nicht; ich weiß nicht, ob Sie die tiefinnerliche Empörung begreifen, die meine Seele erfüllt bei dem Gedanken, dass ich als willenloses Werkzeug dem Plan meines Vaters dienen soll! Ich kenne Sie nicht und will Sie nicht kennenlernen. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, dann werden Sie nach dieser Erklärung sich weigern, sich zum Werkzeug der Pläne Ihres Vaters zu machen, wie ich mich geweigert habe, die meines Vaters zu erfüllen! Ich werde mich niemals, niemals zwingen lassen, einem Mann, den ich weder lieben noch achten kann, mich selbst zu eigen zu geben! Dies habe ich meinem Vater erklärt, ich habe ihn angefleht, seine verabscheuungswürdigen Pläne aufzugeben; aber sein eiserner Wille ist nicht zu beugen. Ich muss nach D. zurückkehren, ich werde gezwungen werden, Ihren Besuch zu empfangen. Werden Sie ihn mir aufdrängen? Mein Abscheu vor dem Mann, der nach meiner offenen Erklärung dies wagte, könnte nur durch meine Verachtung überboten werden!

Soll ich Sie bitten, kommen Sie nicht? Nein, ich spreche kein Wort der Bitte aus. Wenn Ihre Ehre es Ihnen erlaubt, mögen Sie kommen! Ich werde Sie empfangen, aber, dies schwöre ich Ihnen, ich werde Nein sagen und immer wieder Nein, endlich selbst vor dem Altar, wenn man mich

dahin schleppen sollte! … Adele Treu.«

Hermann las den seltsamen Brief mehrere Male. Er fühlte sich eigentümlich angezogen und zugleich abgestoßen.

Diese klaren, festen Schriftzüge entsprachen der Entschiedenheit, mit welcher die Schreiberin seine Werbung zurückwies. Der Abscheu, den sie vor einer Verbindung mit dem Unbekannten fühlte, harmonierte mit Hermanns eigenem Widerwillen gegen den Plan seines Vaters, und doch berührte ihn das ganze Schreiben höchst peinlich.

Er war empört über den Zwang, den es ihm auferlegen wollte, über die Beeinträchtigung seines eigenen freien Willens.

»Ein hübsches Pröbchen weiblichen Zartgefühls!«, sagte er bitter lachend und seinem Vater den Brief überreichend.

»Lies dieses reizende, echt mädchenhafte Briefchen der ebenso schönen, wie liebenswürdigen und fein gebildeten Adele Treu und dann sage, ob du noch immer darauf bestehst, dass ich dem Herrn Geheimrat einen Besuch mache!«

»Ich dächte, die Sache sei abgetan?«, erwiderte der Baron unwirsch vom Brief aufschauend, den er empfangen und mit großer Aufmerksamkeit gelesen hatte. »Du hast mir dein Wort gegeben, willst du es brechen?«

»Nein, was ich versprochen, erfülle ich, wenn du es verlangst, aber ich meine, du solltest von deinem Verlangen freiwillig Abstand nehmen, wenn du dies Briefchen gelesen haben wirst.«

Der Baron nahm Adeles Schreiben aus der Hand des Sohnes, er las es, ohne eine Miene zu verziehen, dann sagte er, es zurückgebend: »Ich konnte mir nach Treus Brief,

den ich soeben erhalten habe, fast denken, dass du ein ähnliches Schreiben erhalten würdest. Fräulein Adele Treu ist eine sehr schöne und liebreizende junge Dame, aber ein wenig exzentrisch. Treu teilt mir mit, dass er eine heftige Szene mit ihr gehabt habe, aber er fügt hinzu, dass seine Absicht hier durch nicht erschüttert werde. Augenblicklich befindet er sich mit seiner Tochter noch im Harz, er wird aber in den nächsten Tagen nach D. zurückkehren und wünscht dort deinen Besuch. Er meint, der törichte Widerstand, den jetzt seine Tochter noch gegen unsere Verabredung leiste, werde von selbst aufhören, wenn du nach D. kämest, schlimmsten Falls würde er durch ein strenges, väterliches Machtwort gebrochen werden können. Der Brief des Fräuleins Adele Treu ändert nichts in der Sachlage. Magst du schließlich dich entscheiden, wie du willst, an dem gegebenen Wort halte ich dich! Ich muss Zeit gewinnen, das wiederhole ich dir, und mahne dich an dein Wort. Ich fordere von dir, dass du es wiederholst, dass du mir noch einmal versprichst, in D. dem Geheimrat deinen Besuch zu machen und erst nach frühestens drei Monaten dein entscheidendes Nein zu sprechen!«

»Was ich einmal verspreche, halte ich!«, entgegnete Hermann, mit finster gerunzelter Stirn den Vater anschauend. »Ich werde deinen Willen erfüllen, aber ich werde nie vergessen, welchen empörenden Zwang du auf mich ausgeübt hast.«

3.

Einen traurigen, peinvollen Abend verlebte Hermann in Schloss Warnitz. Am liebsten hätte er sich auf sein Zimmer zurückgezogen, um den Abend allein oder nur in der Gesellschaft seines Bruders zu verleben, das aber litt die auf dem Schloss herrschende Sitte nicht. Es würde den Dienern auffällig gewesen sein, wenn der kaum von seiner weiten Reise zurückgekehrte älteste Sohn des Hauses am Abend nicht im Salon erschienen wäre, in welchem sich alle Mitglieder der Anthold'schen Familie und gewöhnlich noch einige Gäste aus der Nachbarschaft Punkt acht Uhr allabendlich vereinigten; Hermann musste sich daher der Familienordnung beugen, obwohl er vorher wusste, dass ihm langweilige und unangenehme Stunden bevorstanden.

Seine Vorahnung wurde durch die Wirklichkeit noch übertroffen. Unglücklicherweise blieb an jenem Abend jeder Besuch aus der Nachbarschaft aus, die Familie war allein, und die Baronin konnte sich daher, ohne sich vor Fremden genieren zu müssen, ganz dem Vergnügen überlassen, den ihr so verhassten Stiefsohn durch bittere, spöttische Bemerkungen zu kränken. Von diesen erhielt denn Hermann auch ein so voll gerüttelt und geschüttelt Maß, dass ihm mit unter die Geduld ausging und er seinem Vorsatz, jede Beleidigung der Stiefmutter mit vornehmer Nichtachtung zu übersehen, untreu wurde. Eine scharfe Gegenantwort rief dann nur neue bissige Angriffe der boshaften Gegnerin hervor und führte zu einem unerquicklichen Streit, bei welchem Hermann stets der unterliegende Teil sein musste, weil er sich der schärfsten Waffen des

Wortes gegen die Stiefmutter doch nicht bedienen konnte.

Früher hatte ihm bei solchen gehässigen Wortkämpfen meist Hans als Vermittler zur Seite gestanden, heute aber war dies nicht der Fall, denn auch Hans war verstimmt durch das Resultat der Unterhandlungen, deren Zeuge er gewesen war. Er meinte, Hermann sei zu bitter und rücksichtslos gegen den Vater gewesen, der ohnehin durch das ihn bedrohende Unglück schwer genug betroffen werde und eine zarte, rücksichtsvolle Schonung von den Söhnen beanspruchen dürfe; er hatte bei einem kurzen Spaziergang durch den Garten Hermann offen seine Ansicht ausgesprochen, war aber mit scharfen Worten zurückgewiesen worden. Es lag in Hermanns Art, dass er sich nicht zurechtweisen ließ, wo er sich im Recht glaubte, am wenigsten mochte er dies dem jüngeren Bruder gestatten, der sich verletzt zurückzog, als seine Bitte, Hermann möge milder und nachsichtiger gegen den Vater sein, eine schroffe Ablehnung fand.

Auch Hermanns Entschluss, sich in D. als praktischer Arzt niederzulassen und unter dem bürgerlichen Namen eines Doktor Anthold sich eine ärztliche Praxis zu suchen, berührte Hans peinlich. Welches Aufsehen musste ein solch' extravaganter Schritt eines Barons von Anthold in der vornehmen Welt machen! Wie würde über denselben skandaliert werden in der Gesellschaft! Es gingen in dieser ohnehin gehässige Gerüchte um über manchen dunklen Punkt in der Familiengeschichte der Barone von Anthold, Gerüchte, über welche Hans niemals etwas Bestimmtes hatte erfahren können, von denen er aber wusste, dass sie von Mund zu Mund flogen. Hermanns Entschluss musste für solche Klatschereien einen neuen, fruchtbaren Boden

schaffen, und dieselben waren für Hans um so fataler, als er unangenehme Erörterungen mit seinem künftigen Schwiegervater, dem sehr aristokratischen Grafen Redigau, befürchten musste. Graf Redigau konnte es ohnehin dem künftigen Schwiegersohn kaum verzeihen, dass dessen Mutter eine Bürgerliche, die Tochter eines Fabrikanten war, und nun wollte auch der Bruder sich einem bürgerlichen Erwerb widmen! Hans fühlte sich hier durch so peinlich berührt, dass er es nicht über sich gewinnen konnte, so freundlich und herzlich gegen den Bruder zu sein, wie er es sonst stets gewesen war; er trat nicht vermittelnd zwischen ihn und die stets zum Streit mit dem Stiefsohn geneigte Mutter, und auch der Baron tat dies nicht, auch er war kalt und unfreundlich gegen Hermann; dieser fühlte sich so fremd und unbehaglich in dem Kreis seiner Familie, dass er beschloss, seinem ursprünglichen Reiseplan entgegen, schon am folgenden Morgen Schloss Warnitz wieder zu verlassen. Er hatte die Absicht gehabt, wenigstens einige Tage auf dem Schloss zu verleben, aber der Aufenthalt in diesem wurde ihm durch den ungemütlichen Abend gänzlich verleidet. Er teilte dem Vater mit, dass er schon am folgenden Morgen in aller Frühe zur nahen Eisenbahnstation und dann weiter nach D. zu fahren beabsichtige; vielleicht erwartete er eine Einladung, länger zu bleiben, aber er erhielt sie nicht.

Der Baron schaute mit einem scheuen, fragenden Blick zu seiner Gattin, als er sah, dass deren Auge freudig aufleuchtete bei der Nachricht, dass Hermann Morgen schon wieder abreisen werde, sprach er sein Einverständnis mit der Absicht des Sohnes aus, und da auch Hans kein Wort des Widerspruchs äußerte, wurde die Abreise fest auf

morgen früh bestimmt.

Noch eine langweilige, unbehagliche Stunde verging, dann konnte Hermann, ohne die Hausordnung in unschicklicher Weise zu durchbrechen, sich auf sein Zimmer zurückziehen. Er nahm Abschied vom Vater und der Stiefmutter, die er bei der frühen Abreise am folgenden Morgen nicht mehr zu sehen erwarten durfte; es war ein mehr als frostiger Abschied, der recht klar zeigte, wie angenehm beiden die Abkürzung des Besuchs war. Hans sagte er nur Gute Nacht; er hoffte, der Bruder werde ihn begleiten, um noch ein Stündchen mit ihm zu verplaudern, aber er täuschte sich. Hans blieb im Familiensalon bei dem Vater und der Mutter. Einem ziemlich kühlen Gute Nacht fügte er nur die Bemerkung hinzu, dass er Hermann am folgenden Morgen vor der Abreise noch sehen werde. Der alte Dubois begleitete Hermann zu seinem Zimmer. Er trug ihm den silbernen Doppelleuchter voran durch die Korridore des alten Gebäudes. Das Zimmer, welches Hermann als Knabe bewohnt hatte, wurde ihm auch jetzt als Schlafzimmer angewiesen; ein großes, im Gegensatz zu dem Luxus, den alle übrigen Wohn- und Schlafräume des Schlosses zeigten, sehr einfach, fast ärmlich ausgestattetes Gemach. Es war ein ganz eigenes Gefühl für Hermann, als er sich in dem durch die zwei Kerzen des Doppelleuchters nur zu einem Halblicht erleuchteten Zimmer umschaute, welches er ganz unverändert so wiederfand, wie er es vor Jahren verlassen hatte. Dort stand in der Mitte des Zimmers noch derselbe alte wackelige Tisch, von Hermann schon als Knabe das Zusammenbrechen gefürchtet hatte, wenn er sich an ihn setzte, um die Schularbeiten zu machen; dort die drei Stühle mit den hohen, steilen Lehnen

waren noch dieselben, über welche sich Hermann so oft geärgert hatte, dem einen Stuhl fiel immer ein Bein aus, wenn er in die Höhe gehoben wurde, und richtig, dort stand er neben dem schlichten Bett! Hermann hob ihn in die Höhe und das Bein fiel polternd auf den Boden.

Alle die alten, hässlichen, verbrauchten Möbelstücke waren noch da. Wie oft hatte sich Hermann damals als Knabe bitterlich darüber beklagt, dass gerade ihm die schlechtesten Möbel, die selbst von den Dienern als unbrauchbar verschmäht wurden, zum Gebrauch überwiesen waren, wie oft hatte er die nicht achtende Zurücksetzung, welche in diesem Verfahren lag, bitter empfunden. Viele traurige und sehr wenig frohe Stunden hatte Hermann in diesem Zimmer verlebt und doch meinte er, die Vergangenheit sei eine glückliche Zeit gewesen gegenüber dem noch traurigeren jetzt! Nie hatte er seine Vereinsamung, die Entfremdung von seiner Familie peinlicher und schmerzlicher empfunden, als an diesem Abend.

Der alte Dubois hatte den Leuchter auf den Tisch gesetzt, er hatte sich überzeugt, dass das Bett aufgedeckt war, dass eine Flasche mit frischem Wasser auf dem Tischchen neben dem Bett stand, er hatte sich in dem dämmerigen Zimmer umgeschaut und sich vergewissert, dass nichts Notwendiges fehle, dann hätte er wohl sich entfernen und Hermann der Nachtruhe überlassen können, aber er zögerte, dies zu tun, unschlüssig blieb er an der Tür stehen; er hatte schon die Klinke in der Hand, aber er drückte sie nicht nieder. »Haben der Herr Baron vielleicht noch Befehle?«, fragte er endlich. »Nein, Dubois, ich bedarf nichts weiter.«

Dies war eine klare Verabschiedung; aber dennoch blieb

Dubois stehen. Er räusperte sich, der Respekt, welchen er vor dem ältesten Sohn seines Herrn fühlte, war zu groß, als dass er gewagt hätte, ungefragt ein Gespräch zu beginnen, aber er hatte offenbar den dringenden Wunsch, gefragt zu werden. Hermann war so sehr mit seinen trüben Gedanken beschäftigt, dass er anfangs Dubois' auffälliges Benehmen gar nicht bemerkte, jetzt erst, als er das schüchterne Räuspern hörte, wurde er aufmerksam. Ein Lächeln erhellte seine nicht schönen, aber männlich kräftigen Züge, die sonst meist einen zu ernsten, fast finsteren Ausdruck trugen.

»Du hast etwas auf dem Herzen, alter Dubois«, sagte er freundlich. »Was ist es? Hast du mir etwas zu sagen?«

»Nun ja, Herr Baron«, erwiderte der alte Mann verlegen, »ich hätte wohl etwas zu sagen; aber ich fürchte fast, der Herr Baron werden böse werden.«

»Nicht doch, Alter! Dir kann ich nicht böse werden! Wir sind ja alte gute Freunde. Ich werde es dir niemals vergessen, wie treu und sorgsam du dich einst des einsamen, freundlosen Knaben angenommen hast. Wenn die anderen Diener, um die Gunst der Mutter zu gewinnen, meinem Bruder Hans schmeichelten, mich aber von oben herab ansahen, als sei ich gar kein Sohn ihres Herrn, hast du stets zu mir gehalten. Du warst mein treuester und bester Freund, das werde ich dir stets gedenken.«

»Ja, ja, Herr Baron, so war es! Wie oft hat es mir in der Seele wehgetan, wenn ich es mit ansehen musste, dass mein lieber junger Herr, der älteste Sohn, dem doch die größte Ehre gebührte, so behandelt wurde, als gehöre er gar nicht ins Schloss.«

»Lass die alte Zeit ruhen, Dubois, wir wollen sie beide

vergessen. Mir ist ohnehin das Herz schwer genug. Ich möchte mich nicht durch die Erinnerung noch mehr verbittern.«

»Das ist es eben, Herr Baron, Sie hören nicht gern von der Vergangenheit sprechen, alle Klatschereien sind Ihnen stets zuwider gewesen, und deshalb fürchtete ich, Sie könnten böse werden; aber ich kann doch nicht anders, ich muss Ihnen von der Vergangenheit erzählen. Als ich heute Abend hörte, während ich bei Tisch aufwartete, der Herr Baron wollten morgen früh schon wieder abreisen und sind doch erst vor ein paar Stunden angekommen, da gab es mir einen Stich in das Herz. Ich bin ein alter Mann, bald an die Siebzig heran, wer weiß, ob ich nicht einmal plötzlich die Augen schließe. Ich bin noch einer der wenigen Lebenden aus der alten Zeit; von denen, die noch der alten Exzellenz gedient haben, bin ich der Einzige im Schloss, die anderen sind sämtlich längst gestorben und verdorben. Da habe ich mir gedacht, wenn du jetzt nicht dem Herrn Baron erzählst, was du nun schon so lange auf dem Herzen hast, dann wirst du es wohl niemals erzählen können und er erfährt es dann gar nicht, und doch müsste er es wissen, denn der Herr Baron ist ja der älteste Sohn, der muss doch wissen, was einst in seiner Familie vorgekommen ist, und jetzt zumal, da die vierzig Jahre in einigen Monaten vorüber sein müssen.«

»Welche vierzig Jahre?«

»Die vierzig Jahre, seit das gnädige Fräulein Sabine gestorben ist oder gestorben sein soll; aber das ist eben die alte Geschichte, die ich dem Herrn Baron erzählen möchte. Darf ich?«

»Sabine? So hieß die früh verstorbene ältere Schwester

meines Vaters.«

»Ganz recht, Herr Baron; aber ob sie wirklich damals gestorben sei, darüber hat man viel hier im Schloss erzählt. Es ist eine traurige Geschichte, die nur noch wenige lebende Menschen kennen. Darf ich sie erzählen?« Hermann antwortete nicht. Finster sinnend ging er im Zimmer auf und nieder, während Dubois demütig an der Tür stehen blieb. Es widerstrebte dem feinen Gefühl Hermanns, durch einen Diener seines Vaters sich über die Geschichte seiner Familie unterrichten zu lassen.

Er hatte oft Andeutungen vernommen, dass auf dieser Geschichte ein dunkler Flecken ruhe, dass sie ein trauriges Geheimnis berge, aber er war zu stolz gewesen, um weiter nachzuforschen. Seinen Vater hatte er vor Jahren einmal nach den dunklen, über die Familie von Anthold verbreiteten Gerüchten befragt, er war damals hart zurückgewiesen worden, ohne eine Aufklärung zu erhalten. Sollte er diese jetzt gegen den Willen des Vaters sich durch dessen Diener geben lassen? Hatte er hier ein Recht? Ja, er durfte es tun. Er war berechtigt, das Geheimnis zu erforschen, welches ihm vom Vater niemals entschleiert worden wäre; von den zarten Rücksichten, welche er gern für diesen genommen hätte, entband ihn dessen Lieblosigkeit, der ihm stets bewiesene Mangel an Vertrauen. Er war entschlossen, aber es war ihm schwer geworden, zum Entschluss zu kommen, und noch schwerer wurde es ihm, das entscheidende Wort zu sprechen, gegen welches sein Stolz sich sträubte. Er vermied es, Dubois in die fragend auf ihn gerichteten Augen zu schauen, als er nach langer Pause zögernd sagte:

»Ich will hören, was du mir zu sagen hast, Alter! Setze

dich dort auf jenen Stuhl und erzähle mir, während ich im Zimmer auf und nieder gehe und dir zuhöre.«

Der alte Diener folgte der erhaltenen Weisung.

»Es ist eine lange, traurige Geschichte«, so erzählte er, »vierzig Jahre ist es her, dass sie passierte, und doch ist es mir, als sei es gestern gewesen. So tief hat sie mich damals bewegt, dass alles, was ich mit erlebte, sich mir unauslöschlich in das Gedächtnis eingegraben hat und mit frischen Farben noch heute in demselben lebt.

Ich sehe ihn noch vor mir, unseren alten Herrn, den Herrn wirklichen Geheimrat Baron von Anthold, die alte Exzellenz nannten wir Diener ihn, wenn wir von ihm sprachen. Er war ein alter stolzer Herr, streng und hart gegen seine Kinder, die vor ihm fast eine ebenso große Furcht hatten, wie wir Diener. Sie zitterten, wie wir, wenn er die Stirn runzelte und mit seinen dunklen Augen sie zürnend anschaute. Was er befahl, das musste geschehen ohne Widerrede. Exzellenz haben befohlen! Dies Wort genügte, dann gab es keinen Widerspruch mehr.

Auch die verstorbene Frau Baronin Exzellenz hatte es nie gewagt, einen eigenen Willen zu haben, sie hatte gezittert, wie alle anderen, wenn Exzellenz etwas befohlen; ihr Bruder aber, der Oberst von Werneburg, zitterte nicht vor seinem Schwager, er war der einzige Mensch, der diesem oft mit scharfen Worten entgegentrat, ihn einen Tyrannen nannte und sich wenig darum kümmerte, wenn Exzellenz ihn auch noch so drohend anblickte.

Der alte Oberst hatte seine verstorbene Schwester sehr lieb gehabt, er übertrug seine Liebe auf deren Tochter, auf Fräulein Sabine, die der verstorbenen Mutter Ebenbild war. Seine Neffen, Baron Johann und Baron Robert, Ihr

Herr Vater, Herr Baron, standen ihm weniger nahe, aber er trat doch auch mit unter für sie ein, wenn Exzellenz gar zu streng gegen sie waren. Der Oberst kam oft zum Besuch auf Schloss Warnitz, auch nachdem die gnädige Frau gestorben war, jedes Mal aber, wenn er kam, gab es heftigen Streit zwischen ihm und Seiner Exzellenz über Fräulein Sabine. Er verlangte, Exzellenz solle ihm seine Nichte, die sich höchst unglücklich im Vaterhaus fühlte, überlassen, er wolle sie zu seiner Erbin machen, auf Schloss Warnitz gehe das arme Kind geistig zugrunde.

Und so war es auch wirklich. Fräulein Sabine hatte eine so entsetzliche Furcht vor dem strengen Vater, dass sie in seiner Gegenwart sich kaum zu regen wagte, sie zitterte, wenn er ein Wort sprach, wie ein Kind fürchtete sie sich vor ihm und doch war sie schon einundzwanzig Jahre alt und eine wunderschöne stattliche junge Dame.

Sie hatte wohl selbst den alten Onkel gebeten, dass er sie aus Schloss Warnitz fortführen möge, und dieser hatte es ihr versprochen; aber er konnte sein Wort nicht halten, denn Exzellenz verweigerte seine Zustimmung und es kam darüber zu einem so heftigen Streit zwischen den beiden Herren, dass der Oberst in vollem Zorn das Schloss verließ. Ich hörte, dass Exzellenz ihm beim Fortgehen erklärte, er wünsche nicht, dass der Herr Oberst wiederkomme, er werde es nicht dulden, dass ihm seine Kinder durch den Oheim abspenstig gemacht würden. Fräulein Sabine war in tiefster Verzweiflung, als der Herr Oberst abgereist war, sie wurde von Seiner Exzellenz noch härter als vorher behandelt und jetzt hatte sie gar keinen Schutz mehr, denn die beiden jüngeren Brüder fürchteten sich nicht weniger, als sie, vor dem Vater, obwohl sie beide

schon Offiziere waren. Baron Johann stand bei den Dragonern in S., Baron Robert in D. bei der Garde. Sie waren beide flotte junge Offiziere, Baron Johann sogar mehr als gut war, aber wenn sie nach Schloss Warnitz kamen, wagten sie aus Furcht vor dem Vater kaum den Mund aufzutun.

Nach dem Zwist zwischen Seiner Exzellenz und dem Herrn Obersten gab es auf Schloss Warnitz eine böse Zeit für alle Bewohner. Wir Diener wussten gar nicht mehr, wie wir es dem Herrn recht machen sollten, Exzellenz war in der schlimmsten Laune. Aber freilich, dazu hatte Exzellenz auch guten Grund. Baron Johann kam plötzlich aus seiner Garnison. Er trug keine Uniform, sondern Zivilkleider.

Er hatte urplötzlich den Abschied nehmen müssen. Was da in S. vorgekommen sein mag, habe ich nicht erfahren, aber es muss wohl etwas Schweres gewesen sein, denn Exzellenz war ganz außer sich vor Wut. Das war der erste Schlag und bald kam der zweite. Exzellenz erfuhren durch einen anonymen Brief, dass der Herr Baron Robert, der doch erst neunzehn Jahre alt und dazu Gardeoffizier war, ein Liebesverhältnis begonnen habe mit einem bürgerlichen jungen Mädchen, der Tochter eines reichen Fabrikanten, Namens Söchting, es war die jetzige Frau Baronin.

Exzellenz reiste nach D., Baron Robert musste seinen Abschied nehmen, Exzellenz brachte ihn nach Thüringen als Volontär auf ein großes Gut, damit er die Landwirtschaft erlerne. Der Herr Baron Robert musste gehorchen, er musste sich schon im folgenden Jahr mit Ihrer Frau Mutter verloben und bald darauf, erst einundzwanzig Jahre alt, verheiraten. Ihr Herr Vater wagte keinen Widerspruch, Exzellenz setzte eben alles durch, was sie wollte.

Die Verlobung des Herrn Baron Robert war eben gefeiert worden, da wurde Exzellenz von einem neuen Schlag betroffen, dem härtesten von allen! Fräulein Sabine war plötzlich verschwunden und zugleich mit ihr der Wirtschaftsinspektor.«

»Sie war mit dem Wirtschaftsinspektor geflohen!«, rief Hermann erstaunt. »Ja. Darüber war niemand im Schloss im Zweifel und auch Exzellenz nicht. Das gnädige Fräulein hatte einen versiegelten Brief zurückgelassen, den fand die Kammerjungfer, als sie des Morgens in das Schlafzimmer kam, um das gnädige Fräulein zu wecken. Was in dem Schreiben gestanden haben mag, hat niemand von uns Dienern erfahren, Exzellenz hat es in kleine Stücke zerrissen und diese dann in das brennende Kaminfeuer geworfen; aber wir wussten doch, wie das so gekommen war und manche von uns sagten, sie hätten es wohl geahnt, dass die Sache so enden werde.

Der Wirtschaftsinspektor, Schröder war sein Name, war ein schöner, stattlicher Mann, der sich zu benehmen wusste. Er soll der Sohn eines Predigers gewesen sein und studiert haben. Er war ganz der Mann dazu, einer jungen Dame den Kopf zu verdrehen; wer ihn nicht kannte, hielt ihn wohl gar seinem feinen Wesen nach für einen Adeligen, und zu schwatzen verstand er, als ob er sein Leben lang in der vornehmsten Gesellschaft verkehrt habe.

Mit dem gnädigen Fräulein war er oft im Garten zusammengetroffen. Wenn Exzellenz sich längst zur Ruhe gelegt hatte, war das gnädige Fräulein noch spät abends im Garten spazieren gegangen, und dann hatte sich jedes Mal der Inspektor zu ihr gefunden. Stundenlang waren sie beide durch die dunklen Gänge zusammen gewandelt, der Gärt-

ner hatte sie gesehen, aber kein Wort darüber gesprochen, er wollte dem unglücklichen gnädigen Fräulein nicht das Leben noch schwerer machen, als es ohnehin war; dafür jagte ihn Exzellenz Knall und Fall aus dem Dienst, als es zu spät war, ihn und auch die Kammerjungfer, weil sie ebenfalls um das Liebesverhältnis ihrer Herrin mit dem Inspektor gewusst haben musste.

Auch wir anderen Dienstboten hatten eine schwere Zeit. Exzellenz war kaum seiner Sinne mächtig vor Wut und er ließ diese an jedem aus, der ihm zu nahe kam, den Baron Johann, der doch gar nichts von der ganzen Sache wusste, behandelte er wie einen ungezogenen Knaben, einmal hat er ihm sogar in Gegenwart der Leute eine Ohrfeige gegeben. Aber er konnte damit nicht ungeschehen machen, was geschehen war, und wenn er auch der gesamten Dienerschaft bei Strafe der sofortigen Dienstentlassung verbot, ein Wort über die ganze Geschichte zu sprechen, verschwiegen blieb sie doch nicht; bald genug war es in der ganzen Umgegend bekannt, dass das gnädige Fräulein Sabine mit dem Inspektor Schröder davon gelaufen sei, weil sie es in dem Schloss Warnitz nicht mehr habe aushalten können, und weil der adelsstolze strenge Vater doch niemals seine Einwilligung zu einer Heirat mit dem bürgerlichen Geliebten gegeben haben würde.

Etwa vier Monate mochten vielleicht zur Flucht des gnädigen Fräuleins vergangen sein, da fuhr eines Tages der Herr Oberst von Werneburg in einer Extrapostchaise in den Schlosshof. Ich stand gerade vor dem Portal auf der Rampe und eilte, ihm den Schlag des Wagens zu öffnen, in demselben Augenblick kam aber auch Exzellenz aus dem Garten, und als sie sah, dass der Herr Oberst ausstei-

gen wollte, rief sie mir schon von fern mit donnernder Stimme zu: »Den Wagenschlag geschlossen, Dubois! Du bist aus meinem Dienst entlassen, wenn du dem Herrn erlaubst, aus dem Wagen zu steigen!«

Ich musste wohl den Schlag wieder schließen; ich bat den Herrn Oberst um Entschuldigung, der aber nickte mir freundlich zu. »Dir habe ich nichts zu verzeihen, armer Bursche«, sagte er, »du erfüllst nur die Befehle deines Herrn.« Dann aber wandte er sich an Exzellenz. »Schwager!«, rief er dem inzwischen Nähergekommenen zu. »Nur eine kurze Unterredung fordere ich von dir.«

Exzellenz antworteten nicht, aber sie näherten sich dem Wagen mehr und mehr. Wenn Exzellenz im Zorn war, dann rötete sich das Gesicht, dann funkelten die schwarzen Augen, das war ein schlimmes Zeichen, aber ein schlimmeres war es, wenn alle Farbe das Gesicht verließ, wenn dieses Toten blass wurde, der Mund sich zuckend verzog und die Augen förmlich blitzten. Mich überkam ein Grauen, als ich Exzellenz anschaute. Ich wusste, dass mein Herr seiner inneren Wut kaum noch Meister werden konnte. Er trat dicht an den Wagenschlag heran, ich zog mich zurück; aber auf der Rampe hinter dem Portal blieb ich stehen, mir war es, als dürfte ich nicht fort, als komme ein großes Unglück. So konnte ich denn jedes Wort hören, welches dort unten gesprochen wurde.

Ich hörte, wie der Herr Oberst mit ruhigen Worten seine Bitte wiederholte. »Ich muss mit dir sprechen, Sabines wegen!«, so fügte er, französisch sprechend, hinzu.

Der Name war kaum ausgesprochen, da erfolgte auch der Ausbruch der verhaltenen Wut »Ich will nichts wissen von der verlaufenen Dirne«, schrie Exzellenz, aber so viel

Besinnung hatte sie doch, dass sie ebenfalls französisch sprach, damit der Postillon nichts verstehen könne.

»Ich verfluche sie, die meinen Namen entehrt hat. Könnte ich sie erwürgen mit meiner eigenen Hand, ich würde es mit Freuden tun! Und auch dir fluche ich, du hast die Tochter dem Vater entfremdet!«

»Du hast sie dir selbst entfremdet durch deine grausame Tyrannei! Deshalb hat sie sich an mich gewendet in ihrer höchsten Not. Ihr Entführer, mit dem sie nach England geflohen, wo selbst ihre Vermählung stattgefunden, hat sie verlassen. Wenn du dein Kind im Elend verkommen lassen willst, dann werde ich die Tochter meiner Schwester zu mir nehmen. Was sie in der Verzweiflung getan hat, dir, nicht ihr rechne ich es zu!« Ich glaubte nach diesen Worten, Exzellenz würde in noch heftigere Wut geraten; aber es kam anders. Mein Herr war plötzlich ruhig geworden, merkwürdig, unnatürlich ruhig. Wenn er nach der Wut plötzlich so ruhig erschien, dann fürchteten wir uns am meisten vor ihm, dann war er unerbittlich. Ich glaube, er hätte in solcher Stimmung einen Mord begehen können. Mir lief es kalt über den Rücken, als ich ihn jetzt so ruhig und gleichgültig, als habe er gar nicht vorher getobt, sagen hörte: »Schon jetzt? Das ist schnell gegangen! Ich wusste, dass es dahin kommen müsse. Herr Schröder glaubte mich durch die Entführung und das*fait accompli* der in England vollzogenen Heirat mit der Baronesse Anthold zur Anerkennung derselben zwingen zu können; er hoffte auf meine nachträgliche Einwilligung, vor allem auf eine reiche Mitgift; als mein Schwiegersohn meinte er, ein gemachter Mann zu werden. Den Wahn habe ich ihm genommen. Er hat an mich geschrieben und ich habe ihm

gebührend geantwortet. Jetzt, da er weiß, dass er keine Hoffnung hat, auch nur eines Pfennigs Wert von mir zu erhalten, hat er natürlich die Elende verlassen, die sich ihm in die Arme geworfen hat. Nutzen kann er von ihr nicht haben, weshalb sollte er sie länger füttern? Herr Schröder ist ein praktischer, verständiger Mann, er hat getan, was er tun musste. Die Verlassene wird irgendwo verhungern, das ist vielleicht das beste Ende der ganzen Geschichte.«

Exzellenz sprach so leichthin, er hatte die Stimme nicht erhoben und doch konnte ich jedes Wort verstehen, er sprach so ruhig, als handle es sich um die gleichgültigste, unbedeutendste Sache. Ich beugte mich ein wenig hinter dem Torflügel vor, er stand am Wagenschlag, auf den er die linke Hand gelegt hatte, in der rechten hielt er die Reitpeitsche, mit der er wie spielend seine Stiefel leicht schlug.

Er schien ganz ruhig, aber als ich sein Geister bleiches Gesicht sah, die tiefe Falte auf der Stirn, den zuckenden Mund, die gespenstisch leuchtenden Augen, da wusste ich, dass es in ihm kochte und schnell zog ich mich zurück, nicht um die Welt hätte ich in dem Augenblick von ihm gesehen werden mögen, so sehr fürchtete ich mich vor ihm.

Der Herr Oberst hatte Exzellenz ausreden lassen, jetzt aber antwortete er: »Du irrst, Schwager. Sabine wird nicht verhungern. Da du sie von dir stoßen willst, wird sie fortan meine Tochter und meine Erbin sein.«

»Um das mir zu sagen, bist du zu mir gekommen?«, fragte Exzellenz ebenso ruhig wie vorher.

»Nein! Ich wollte versuchen, dich zu bewegen, deinem unglücklichen Kind zu verzeihen! Nicht an dein Herz

wollte ich mich wenden, ich weiß, dass es der Milde unzugänglich ist, aber an deinen Verstand. Dir steht die Ehre deines Hauses so hoch, dass ich meinte, du würdest ihr ein Opfer bringen können. Noch kursieren über Sabines Flucht und Eheschließung nur dunkle Gerüchte. Wenn du deiner Tochter erlaubst, nach Schloss Warnitz zurückzukehren, wenn sie nach wie vor in deinem Haus lebt, werden die Gerüchte bald verstummen; nach einigen Jahren wird sich niemand mehr der ganzen Sache erinnern. Die Ehre deines Namens bleibt unbefleckt. Wenn ich dagegen Sabine in mein Haus nehme, gewinnen die dunklen Gerüchte Bestätigung.«

Exzellenz antwortete nicht. Ich hörte ganz deutlich, wie die Reitpeitsche leise taktmäßig gegen die Stiefel schlug, sonst nichts. Da schaute ich denn wieder vorsichtig hinter dem Torflügel hervor. Das Gesicht meines Herrn war noch ärger verzerrt als vorhin, der Mund zuckte unaufhörlich. Exzellenz sah furchtbar aus, noch heute ist's mir grauenhaft, wenn ich mir sein Bild von jenem Tag in die Erinnerung zurückrufe und doch sind schon vierzig Jahre seitdem vergangen.

Eine lange Zeit hatte Exzellenz schweigend vor sich nieder geschaut, ohne das Spiel mit der Reitpeitsche zu unterbrechen, wie lange weiß ich nicht, mir kam es ewig lange vor, dann aber wendete sich Exzellenz plötzlich zu dem Herrn Obersten.

»Und wenn ich nun deinen Wunsch erfüllte, wenn ich Sabine wieder zu mir nähme, würdest du es dann über dich gewinnen können, dich fernzuhalten von jeder Einmischung in meine häuslichen Angelegenheiten?

Ich dulde keinen Vermittler zwischen meinen Kindern

und mir. Ich könnte vielleicht Sabine verzeihen, ihr gestatten, bei mir in Schloss Warnitz zu leben, aber nur, wenn du mir auf dein Ehrenwort versprichst, dich nicht zwischen sie und mich zu drängen, nie den Versuch zu machen, Sabine zu sehen, solange sie bei mir lebt.«

»Ich verspreche es dir!«

»Dann will ich mir die Sache überlegen! Morgen oder Übermorgen werde ich dich in D. aufsuchen, um dir meine Entscheidung zu bringen, oder willst du sie hier abwarten, dann steige aus. Dein Zimmer soll für dich bereitet werden. Für heute will ich vergessen, dass ich dich aufgefordert habe, Schloss Warnitz nie wieder zu besuchen.«

»Aber ich habe es nicht vergessen! Ich erwarte dich in D.!«, erwiderte der Herr Oberst.

Bisher hatte er, ebenso wie Exzellenz, stets französisch gesprochen, jetzt aber befahl er auf Deutsch dem Postillon, zu der nächsten Poststation zurückzufahren. Der arme Kerl wollte gern wenigstens seine Pferde tränken, aber der Herr Oberst litt das nicht.

Exzellenz schauten mit finsterem Blick dem fortrollenden Extrapostwagen nach, dann stiegen sie langsamen Schrittes die Rampe in die Höhe; ich aber beeilte mich, fortzukommen, um nicht beim Lauschen ertappt zu werden.

Ich habe Ihnen erzählt, Herr Baron, wie mir das alles in der Erinnerung geblieben ist. Es mag vielleicht ein oder das andere Wort mir entfallen sein, aber das kann ich Ihnen zuschwören, fast wörtlich habe ich behalten, was die Herren gesprochen haben. Gerade weil sie in meiner lieben Muttersprache sich unterhielten, ist mir fast jedes Wort unvergesslich geblieben; hätten sie deutsch gespro-

chen, dann würde ich sie nicht so ganz verstanden haben, denn damals war ich erst kurze Zeit hier im Dienst und der deutschen Sprache noch nicht so mächtig wie heute. Man lernt wohl etwas in vierzig Jahren.

Mit bangem Herzen wartete ich, was nun wohl geschehen würde. Wer Exzellenz nicht kannte, der hätte sich vielleicht durch die Ruhe täuschen lassen, die er zuletzt gezeigt hatte, der hätte geglaubt, Exzellenz habe möglicherweise wirklich die Absicht, seiner unglücklichen Tochter zu verzeihen; ich aber wusste es besser. Ein Kammerdiener kennt ja seinen Herrn genauer, als irgendein anderer Mensch. Exzellenz konnte gar nicht verzeihen! Wer ihn einmal beleidigt hatte, den hasste er sein Leben lang. Sein Herz war der Milde und Versöhnung niemals zugänglich, die Liebe kannte es nicht, es war ganz ausgefüllt von Ehrgeiz und Stolz. Exzellenz brütete über irgendeinem finsteren Plan, das sah ich ihm an, als ich ihm abends beim Auskleiden half. Er sprach kein Wort, aber sein Mund zuckte fortwährend, er sah nicht, was um ihn her vorging, er war so tief in Gedanken, dass er mich gar nicht einmal ausschimpfte, als ich seinen Schlafrock, den ich ihm reichen wollte, fallen ließ. In der Nacht schlief Exzellenz nicht einen Moment, auch ich nicht; ich lag wachend in meinem Kämmerchen neben dem Schlafzimmer und lauschte auf jede seiner Bewegungen. Er warf sich in dem Lager hin und her, mitunter seufzte er, dann murmelte er wieder verworrene Worte, die wie Flüche oder Verwünschungen klangen.

Am folgenden Morgen befahl mir Exzellenz, etwas Wäsche für eine kurze Reise in den kleinen Handkoffer zu packen, er wolle verreisen. Der Kutscher musste anspannen

und Exzellenz fuhr fort; auf der nächsten Station wurde der Wagen zurückgeschickt, Exzellenz reiste mit Extrapost weiter; acht Tage etwa blieb sie fort, dann kehrte sie zurück, und wahrhaftig, ich wollte meinen Augen nicht trauen, neben Exzellenz saß in dem Extrapostwagen seine Tochter Sabine.

Aber wie hatte sie sich verändert in den wenigen Monaten! Sie war so schön gewesen! Wie bleich und vergrämt sah sie aus. Die blauen Augen schauten trüb und matt, sie waren umgeben von dunklen Rändern. Die Wangen waren fahl und eingefallen. Es war nur der Schatten des Fräuleins Sabine, die blühend und kräftig Schloss Warnitz vor wenigen Monaten verlassen hatte.

Sie saß nicht allein im Wagen mit Exzellenz, auf dem Rücksitz saß noch ein hässliches Frauenzimmer.

Ich öffnete den Wagenschlag, neben mir stand Baron Johann, der eben zu Pferd auf dem Feld gewesen war, die nahende Extrapost gesehen hatte und im Galopp herbei geritten war, um den gnädigen Herrn Vater bei der Ankunft zu begrüßen.

Exzellenz stieg zuerst aus; der Herr Baron Johann wurde nur eines kurzen, finsteren Grußes gewürdigt, dann wandte sich Exzellenz zu mir; ich bekam ordentlich einen Schreck, als der Blick meines Herrn mich traf, es lag etwas so finster Böses, Unheimliches in den funkelnden schwarzen Augen, und doch hatte ich gar keine Ursache zu erschrecken, denn er sagte ganz ruhig und auf seine Art sogar freundlich zu mir: »Meine Tochter und ihre Kammerfrau werden in den drei Zimmern des linken Flügels wohnen. Sorge dafür, dass die Zimmer sofort eingerichtet werden. Im blauen Zimmer wird meine Tochter wohnen, im

gelben schlafen, im Vorzimmer schläft die Kammerfrau. Die Möbel aus den früheren Zimmern meiner Tochter werden dorthin gebracht. In spätestens einer Stunde muss, alles fertig sein. Du meldest mir, wenn es soweit ist. Keine Minute wird unnütz verloren.«

Eine Stunde war eine kurze Zeit für die mir aufgetragene Arbeit, ich musste mich eilen, wenn ich fertig werden wollte. Nicht einmal Fräulein Sabine, wie wir sie noch immer nannten, konnte ich begrüßen; als ich ihr aus dem Wagen helfen wollte, donnerte mir Exzellenz zu: »Marsch, fort! Hast du nicht gehört, dass ich dir Eile befohlen habe!« Da musste ich fort und hatte alle Hände voll zu tun, aber ich wurde glücklich fertig, ehe noch die Stunde abgelaufen war. Ich hatte während der Arbeit nicht viel Zeit für andere Gedanken; aber ich musste doch mich wundern, weshalb wohl eigentlich Exzellenz Fräulein Sabine nicht in ihren früheren Zimmern wohnen lassen wollte? Dafür gab es wohl nur eine Erklärung, die durch die Erinnerung an die Flucht des gnädigen Fräuleins sich von selbst darbot. Aus den Zimmern des linken Flügels konnte das Fräulein nicht fliehen, ohne, wie der Herr Baron wissen, durch den langen Korridor zu dem Vorsaal zu gehen; damals befand sich in dem Korridor unmittelbar neben der Tür des grünen Zimmers, in welchem Exzellenz schlief, eine Tür, die heute nicht mehr vorhanden ist, sie stand meist offen, weil es keinen Zweck hatte, sie zu verschließen; aber wenn sie verschlossen wurde, war der Korridor abgesperrt. Ich ahnte es wohl, als ich behilflich war, das Bett des Fräuleins durch den Korridor zu tragen und als ich die Tür sah, dass die Zimmer im linken Flügel bestimmt seien, ein Gefängnis für das unglückliche gnädi-

ge Fräulein zu werden.

Und so war es auch. Nachdem Fräulein Sabine mit ihrer neuen Kammerfrau durch Exzellenz selbst in ihre Zimmer geführt worden war, wurde die Korridortür verschlossen, Exzellenz steckte den Schlüssel in die Tasche und seitdem hat kein Schlossbewohner außer Exzellenz, dem Herrn Baron Johann und der neuen Kammerfrau das gnädige Fräulein wieder lebend gesehen!

»Das gnädige Fräulein sei krank und müsse deshalb auf ihrem Zimmer speisen!« So erzählte schon am ersten Abend zur Ankunft die neue Kammerfrau der Köchin, als sie das Abendessen für zwei Personen aus der Küche holte; was dem Fräulein fehle, hatte sie nicht gesagt und sich überhaupt in keine weitere Unterhaltung eingelassen. Sie war eine sonderbare Person, die gar nicht zur Kammerfrau einer jungen Dame passte. Von guter Lebensart wusste sie nichts, sie war grundhässlich, hatte eine total verkrüppelte linke Hand, drei Finger waren zusammen gewachsen, und oben drein war sie krank, sie hatte einen ganz fürchterlichen Husten, der sie überfiel, während sie in der Küche auf das Essen wartete, und sie für Minuten unfähig machte zu reden. Die Köchin meinte, die Person möge wohl die Schwindsucht haben, das verrieten auch die abgezirkelten roten Flecke auf den bleichgelben hageren Wangen und die eingedrückte Brust.

Das gnädige Fräulein war krank und blieb krank, es verließ das Zimmer nicht wieder, die Korridortür blieb verschlossen, nur morgens, mittags und abends wurde sie geöffnet, wenn die Kammerfrau das Essen für das gnädige Fräulein besorgte.

Nach vier Wochen etwa befahl Exzellenz, ein Wagen sol-

le nach F. fahren, um den Doktor Treu nach Schloss Warnitz zu holen.

Schon während dieser vier Wochen war unter der Schlossdienerschaft manch' heimliches Wort über die sonderbare Krankheit des gnädigen Fräuleins geflüstert worden, als wir nun aber hörten, dass gerade der Doktor Treu aus F. herbeigeholt werden sollte, schüttelten wir noch mehr die Köpfe und wir hatten wohl ein Recht, uns zu wundern, denn der Doktor Treu stand in der ganzen Gegend in einem recht bösen Ruf.«

»Einen Augenblick, Dubois!« So unterbrach Hermann den Erzähler, »der Name Treu fällt mir auf. War der Doktor Treu, von dem du sprichst, verwandt mit dem geheimen Kommerzienrat Treu.«

»Der Vater, Herr Baron.«

»Seltsam! Fahre fort!«

Dubois fuhr fort: »Bisher war noch niemals bei einer Krankheit im Schloss der Doktor Treu zurate gezogen worden, sondern immer der alte Doktor Neumann, der noch eine halbe Stunde näher in Bornitz wohnte. Weshalb ließ Exzellenz gerade den Doktor Treu rufen, der zwar ein sehr geschickter Arzt war, dem aber doch niemand recht traute!«

»Weshalb stand er in einem so schlechten Ruf?«

»Man erzählte viel von ihm, beweisen konnte man ihm freilich nichts Schlechtes. Die Leute munkelten, er habe vor ein paar Jahren seiner kranken Frau etwas eingegeben, weil sie eifersüchtig auf die schöne Wirtschafterin, die Doktorliese, wie sie allgemein hieß, gewesen sei. Die Frau sei gestorben, aber er wage nun doch nicht, die Liese zu heiraten, weil er sonst in den Verdacht kommen könne, ih-

retwegen die Frau vergiftet zu haben. Auch in Untersuchung war er schon gewesen wegen eines falschen Krankheitszeugnisses, welches er ausgestellt haben sollte; aber er war freigesprochen worden. Es gingen überhaupt manche dunkle Gerüchte über ihn um, aber ich habe vergessen, was es eigentlich war, nur dessen erinnere ich mich, dass man ihm alles Böse zutraute.

Doktor Treu kam, er besuchte das gnädige Fräulein, als er wieder fortfuhr, begleitete ihn Exzellenz selbst an den Wagen, da sagte der Doktor recht laut, sodass nicht nur der Kutscher, sondern auch der Gärtner, der in der Nähe stand, ihn hören konnte: Es sei eine böse Sache mit der Krankheit des Fräuleins, er werde am folgenden Tag wieder kommen und eine Wärterin mitbringen, denn die Kammerfrau sei selbst viel zu kränklich und schwach, um eine Schwerkranke zu pflegen.

Der Gärtner erzählte dies in der Küche, da meinte die Köchin, es sei sehr vernünftig vom Doktor, wenn er für eine tüchtige Krankenwärterin sorge, denn die Kammerfrau sei wirklich so elend, dass sie kaum mehr schleichen könne. Mit der werde es nicht mehr lange dauern, sie werde ja von Tag zu Tag schwächer.

Am folgenden Tag kam Doktor Treu wieder, er brachte eine kräftige, robuste Frau mit, die zu dem Fräulein als Krankenwärterin einquartiert wurde, Madame Schulz nannte sie sich.

Madame Schulz übernahm nicht nur die Pflege des Fräuleins, sondern auch die Bedienung, welche die Kammerfrau nicht mehr besorgen konnte; sie erhielt den zweiten Schlüssel zur Korridortür, holte das Essen und besorgte alles. Sie verkehrte auch mit Exzellenz und stattete täglich

Bericht ab über das Befinden des gnädigen Fräuleins. Von der Kammerfrau hörte und sah man nichts mehr, sie sei selbst krank, erzählte Madame Schulz; sie war redseliger als die Kammerfrau und liebte es, mit der Köchin zu plaudern. Jedes Mal wenn sie zur Küche kam, hatte sie zu erzählen. Mit dem Fräulein gehe es täglich schlechter; die arme junge Dame habe wohl viel Gram gehabt und könne deshalb die schwere Krankheit nicht überwinden. Es gehöre Kraft des Körpers und des Geistes dazu, um vom Typhus wieder in die Höhe zu kommen, und den Typhus habe das gnädige Fräulein.

Die Äußerungen der Madame Schulz erregten großen Schrecken in der Dienerschaft, die Köchin und auch die meisten Bedienten fürchteten die Ansteckung des Typhus, und als nun auch Doktor Treu nach einigen Tagen dem Herrn Baron Johann, der ihn an den Wagen begleitete, mit lauter Stimme mitteilte, es sei jetzt nicht mehr zweifelhaft, dass Fräulein Sabine im höchsten Stadium des Typhus liege, als er zugleich dringend zur größten Vorsicht mahnte, denn die Krankheit sei entsetzlich ansteckend, war der Schrecken im Schloss groß. Wer es nicht nötig hatte, kam sicherlich der Korridortür nicht zu nahe, die Köchin ließ selbst Madame Schulz nicht mehr in die Küche, sie setzte ihr die nötige Speise auf einen Tisch im Vorraum, um nur nicht mit der Krankenwärterin in irgendeine Berührung zu kommen.

Drei Wochen etwa vergingen so, da kam gegen Abend Madame Schulz weinend zur Küche, vor der Tür blieb sie stehen und rief der Köchin zu, das arme gnädige Fräulein sei soeben gestorben. Die Kammerfrau sei halb wahnsinnig vor Entsetzen, die arme kranke Person heule und

schreie und lasse sich gar nicht beruhigen. Frau Schulz bat die Köchin, mit ihr zu kommen und ihr ein wenig bei der Umbettung der Leiche behilflich zu sein, da die Kammerfrau zu nichts zu gebrauchen sei, aber sie erhielt einen grob abweisenden Bescheid. Lieber wolle die Köchin ihren Dienst aufgeben, als sich den Typhus bei der Leiche holen; auch die beiden Hausmädchen weigerten sich auf das Bestimmte, in das Sterbezimmer zu gehen, und so hätte denn Frau Schulz ihr trauriges Geschäft allein besorgen müssen, wenn nicht der Herr Baron Johann den Mut gehabt hätte, ihr behilflich zu sein.

Ein Wagen wurde zum Doktor Treu geschickt, es war schon dunkel, als dieser im Schloss eintraf. Er ging direkt in das Sterbezimmer. Nach einer Stunde etwa fuhr er wieder fort, aber nicht allein, die Kammerfrau begleitete ihn. Er und Madame Schulz führten die arme Schwindsüchtige, die so schwach war, dass sie nicht allein gehen konnte, sie hoben sie in den Wagen, und Madame Schulz setzte sich neben sie und umfasste sie mit den Armen. Es war ein rauer Abend, Madame Schulz hatte deshalb den Kopf der Kranken mit einem Tuch vollständig verhüllt und sogar den Zipfel des Tuches über das ganze Gesicht hergezogen, damit die arme Schwindsüchtige nicht direkt die kalte Luft einatme.

Während Madame Schulz bei der Kranken im Wagen blieb, kehrte Doktor Treu noch einmal in das Portal zurück, um mit dem Herrn Baron Johann einige Worte zu sprechen, welche die kranke Kammerfrau nicht hören sollte, vor mir aber genierte er sich nicht. Ich stand im Portal und er sprach so laut, dass ich ihn wohl verstehen musste. Er erzählte dem Herrn Baron, die unglückliche Person die

Kammerfrau, trage schon den Keim der Ansteckung in sich, in den nächsten Tagen werde die Krankheit auch bei ihr zum vollen Ausbruch kommen. Er nehme sie mit sich, damit die Krankheit sich nicht im Schloss Warnitz weiter verbreite. Bei sich behalten werde er sie nicht, sondern sie, solange es noch angehe, in irgendein Lazarett schaffen.

Er warnte dann noch den Herrn Baron dringend vor der Ansteckung durch die Leiche des verstorbenen Fräuleins. Niemand außer Madame Schulz, die sich vor Ansteckung zu schützen wisse, dürfe das Sterbezimmer betreten. Frau Schulz solle ihn nur bis F. begleiten, dann werde er sie zurückschicken, damit sie die Leiche bewache. Baron Johann musste dem Doktor versprechen, dass kein Mitglied der Schlossdienerschaft zu der Leiche gelassen werde. Er hätte das Versprechen nicht nötig gehabt, denn freiwillig hätte gewiss niemand von uns das gefürchtete Sterbezimmer aufgesucht.

Spät in der Nacht kehrte Madame Schulz zurück, am anderen Morgen erzählte sie der Köchin, die arme Person, die Kammerfrau, sei halb wahnsinnig vor Todesfurcht. Es sei merkwürdig, dass solche schwindsüchtige Kranke, die doch höchstens noch einige Wochen zu leben haben, eine so große Angst vor einer anderen Krankheit haben könnten. Der Doktor glaube übrigens mit Sicherheit, dass die Kammerfrau ebenfalls dem Typhus verfallen sei, und habe sie deshalb noch in der Nacht weiter nach D. ins Lazarett geschickt. Ein paar traurige stille Tage verflossen. Das gnädige Fräulein Sabine war bei der Schlossdienerschaft beliebt gewesen, sie hatte sich immer gegen uns freundlich und gütig gezeigt, konnte sie doch keinem Menschen ein hartes Wort sagen! Vielleicht war sie zu

furchtsam, schwach und nachgiebig gewesen, das aber machten wir ihr nicht zum Vorwurf. Wir hatten sie herzlich lieb gehabt und trauerten um ihren Tod, aber die meisten von uns meinten doch, sie sei nicht zu beklagen, denn ihr Leben würde sicherlich ein sehr trauriges gewesen sein, wenn es länger gedauert hätte.

Am Montag gegen Abend war Fräulein Sabine gestorben, am Donnerstag früh sollte die Leiche in der Familiengruft beigesetzt werden. Exzellenz hatte es so bestimmt. Obwohl der Herr Doktor meinte, es sei der Ansteckung wegen besser, die Beisetzung so früh wie möglich stattfinden zu lassen, wollte Exzellenz davon nichts wissen. Eine Baronesse Anthold dürfe nicht wie eine Lazarettkranke am Tag nach dem Tod verscharrt werden, erklärte Exzellenz, alle in der Familie von alter Zeit her üblichen Feierlichkeiten müssten erfüllt werden.

Und so geschah es auch. Die Leiche wurde im Paradesarg in dem mit Blumen reich ausgestatteten Sterbezimmer aufgestellt, die Dienerschaft erhielt gegen das Verbot des Doktors Treu die Erlaubnis, sie zu sehen, aber niemand machte davon Gebrauch, alle fürchteten sich gar zu sehr vor der Ansteckung; hatte sich doch keine der Mägde herbeigelassen, bei der Ausschmückung des Sterbezimmers behilflich zu sein, und so war der Herr Baron Johann gezwungen gewesen, der Madame Schulz, die sich gar nicht vor der Ansteckung fürchtete, hilfreiche Hand zu leisten.

Exzellenz, Baron Johann und Madame Schulz hatten allein die Leiche zuerst in den leichten Holzsarg gelegt und sie dann, als der metallene Paradesarg aus D. angekommen war, mit dem Holzsarg in denselben gehoben; keine

Menschenseele war ihnen dabei behilflich gewesen. Es hatte sich keiner von der Dienerschaft zur Hilfeleistung angeboten, wir waren froh darüber, dass wir dazu nicht gezwungen wurden. Erst als Exzellenz sich sehr ungnädig darüber äußerte, dass kein Diener so viel Respekt vor der Herrschaft habe, um ihr die letzte Ehre zu erweisen, wurden wir am Mittwochabend gezwungen, zu dem Sterbezimmer zu gehen, um ein Gebet am Sarg zur alten Sitte des Hauses zu sprechen. Der Paradesarg stand in der Mitte des Zimmers, dessen Fenster dicht verhängt waren. Zu Häupten des Sarges standen zwei große Kandelaber, in jedem brannten sechs Wachslichter. Das ganze Zimmer war reich mit Blumengirlanden geschmückt, ein betäubender Geruch entströmte denselben, der Gärtner hatte auf besonderen Befehl von Exzellenz so viel stark riechende Blumen wie möglich zu Kränzen gewunden.

Von der in dem offenen Sarg liegenden Leiche konnten wir wenig sehen, da wir uns so fern wie möglich vom Sarg aufstellten; überdies verhüllte ein dichter weißer Schleier das Gesicht und die starre Gestalt.

Wir sprachen die vorgeschriebenen Gebete und mussten um den Sarg herumgehen, erst dann durften wir das Sterbezimmer verlassen. Keiner von uns warf einen Blick zurück, wir eilten sämtlich so sehr wie möglich, um ins Freie zu kommen. Wir standen auf dem Hof und steckten die Köpfe zusammen, da wurde unsere leise Unterhaltung plötzlich unterbrochen.

Eine Extrapost fuhr in den Schlosshof ein und im Wagen saß der Herr Oberst Baron von Werneburg. Als der Postillon vor der Rampe hielt, sprang der Herr Oberst aus dem Wagen, er winkte mich zu sich heran.

»Hat die Beisetzung schon stattgefunden?«, fragte er mich, und als ich es verneinte und ihm mitteilte, die Leiche sei im Paradesarg ausgestellt, wir hätten eben den Trauergottesdienst abgehalten, forderte er mich auf, ihn in das Sterbezimmer zu führen.

Ich befand mich in einer recht peinlichen Verlegenheit, denn ich wusste nicht, ob ich den Befehl befolgen dürfe, ich sagte dem Herrn Oberst daher, ich würde ihn bei Seiner Exzellenz melden, aber er wollte davon nichts wissen, sondern direkt zu dem Sarg geführt werden.

Glücklicherweise trat, ehe ich nötig hatte, mich zu weigern, Exzellenz aus dem Schlossportal. »Was willst du hier?«, herrschte er den Obersten an. »Hast du dein Ehrenwort vergessen?«

»Es galt nur, so lange Sabine bei dir lebte! Du hast selbst allen Verwandten und Bekannten den Tod deiner Tochter angezeigt und sie eingeladen, Morgen früh Teil an der feierlichen Beisetzung der Leiche in der Anthold'schen Familiengruft zu nehmen. Mir hast du zwar keine Einladung gesendet; aber ich habe als Sabines nächster Verwandter das Recht, dennoch zu kommen, um meine unglückliche Nichte noch einmal zu sehen, ehe sie in die Gruft versenkt wird.«

»Dies Recht bestreite ich dir!«, erwiderte Exzellenz schroff. »Ich dulde nicht, dass du je wieder mit einem Fuß den Boden von Schloss Warnitz betrittst!«

»Ich soll die Leiche nicht sehen?«

»Nein!«

»Weshalb?«

»Ich will es nicht, das muss dir genug sein!«

»Es ist mir nicht genug!«, rief jetzt mit donnernder Stim-

me der Herr Oberst aus. »Alle diese deine Diener rufe ich als Zeugen auf, dass du dich weigerst, mich die Leiche meiner Nichte sehen zu lassen! Ich will und muss sie sehen, denn ich bin überzeugt, dass du ein niederträchtiges, betrügerisches Schauspiel vor der Welt aufführst.

Wenn du Sabine nicht etwa gemordet hast, so ist sie in Wirklichkeit nicht tot! Eine Puppe liegt dort oben im Paradesarg! Ich wusste es, als ich die Todesnachricht hörte, deine Weigerung bestätigt meine Ahnung! Ich bin gekommen, um dir die Maske vom Gesicht zu reißen, um dein trügerisches Spiel zu vernichten. Ich klage dich, Baron von Anthold, des frechen niederträchtigen Betruges an und ich werde diese Anklage vor Gericht erheben, werde die Ausgrabung der Leiche veranlassen, wenn du dich weigerst, mich an den Sarg zu führen! Antworte mir!«

Exzellenz war, als der Herr Oberst die fürchterlichen Worte sprach, Geister bleich geworden, sein Gesicht verzerrte sich in gräulicher Weise, seine schwarzen Augen schienen Flammen zu sprühen; hoch atmend, mit bebender Hand, mit zuckendem Mund stand er da, dann erhob er plötzlich den Spazierstock, auf den er sich gestützt hatte, und dem Herrn Obersten über den Kopf schlagend schrie er mit heiserer Stimme: »Das ist meine Antwort!«

Einen Moment stand der Herr Oberst starr vor Entsetzen, dann aber wollte er sich auf Exzellenz stürzen. Wir sprangen hinzu, der Kutscher, der Gärtner und ich, wir hielten ihn zurück. Wir mussten es wohl tun, wir durften doch nicht dulden, dass er unsern Herrn in unserer Gegenwart schlage. Wir hoben ihn in den Wagen und hielten ihn fest.

»Du wirst mir Genugtuung geben!«, schrie der Oberst,

der jetzt ganz rasend vor Wut war und den wir drei Männer kaum zu halten vermochten.

»Genugtuung bist du mir schuldig und ich werde sie von dir fordern«, erwiderte plötzlich wieder ganz ruhig Exzellenz. »Morgen unmittelbar zur Beerdigung werde ich dir nach D. folgen. Dort wird sich das Weitere finden!«

»Du oder ich! Wir können nicht mehr beide zusammen auf dieser Erde leben!«, rief der Oberst.

»Das meine ich auch!«, erwiderte Exzellenz. »Auf Wiedersehen also zum letzten Kampf.«

Nach diesen Worten kehrte Exzellenz in das Schloss zurück. Der Herr Oberst war jetzt ganz ruhig geworden; wir konnten ihn loslassen und aus dem Wagen springen.

Er saß ein Weilchen finster sinnend, dann wendete er sich plötzlich zu mir: »Dubois, hast du die Leiche meiner Nichte gesehen?«, fragte er. »Ja, Herr Oberst«, erwiderte ich, »wir alle hier haben sie gesehen. Wir haben soeben am Sarg gebetet.« Der Herr Oberst schüttelte bei meiner Antwort zweifelnd den Kopf, dann blickte er mich mit seinen scharfen blauen Augen recht durchdringend an. »Und das kannst du beschwören, Dubois?«, fragte er. »Du kannst beschwören, dass die Leiche, die du im Sarg gesehen hast, die meiner Nichte war? Hast du ihr Gesicht gesehen, ihre Züge erkannt? Besinne dich wohl, Dubois, Du wirst einen Eid vor Gericht leisten müssen!«

Ich war ganz nieder gedonnert durch diese Fragen, die ich nicht mit Ja beantworten konnte. Bis zu jenem Augenblick war mir kein Zweifel in den Sinn gekommen, aber plötzlich erwachte er. Ich wagte nicht zu antworten, nur den Kopf schüttelte ich.

»Ah, ich wusste es wohl«, sagte der Herr Oberst, dann

wandte er sich an die übrigen Diener, die sich rings um den Wagen gesammelt hatten, und fragte auch sie. »Ist einer unter euch, der die Leiche meiner Nichte so genau gesehen hat, dass er einen Eid leisten könnte?«

Keiner wagte zu antworten, aber alle schüttelten stumm die Köpfe.

»Ich weiß genug! Fort, Postillon, nach F.!«, so rief jetzt der Oberst und fast wie ein Frohlocken erklang sein Ruf. Der Postillon peitschte die Pferde und in der nächsten Minute verließ die Extrapost den Schlosshof.

Wir Diener schauten stumm dem fortrollenden Wagen nach, erst als er in die Buchenallee eingebogen und unseren Blicken entschwunden war, sahen wir uns gegenseitig fragend an. Keiner wollte zuerst reden und so schwiegen wir alle. Wir hatten jedes Wort gehört, welches gesagt worden war, und da die Herren Deutsch gesprochen hatten, war auch die ganze Unterhaltung von allen verstanden worden. Bis zu diesem Augenblick hatte wohl keiner von uns irgendeinen Zweifel darüber gehabt, dass oben im Paradesarg die Leiche des gnädigen Fräuleins ruhe; aber die Worte des Herrn Obersten hatten nicht nur in mir, sondern auch in allen anderen den Zweifel angeregt; direkt auszusprechen wagte ihn noch niemand.

Die Krankheit des gnädigen Fräuleins sei am Ende gar nicht so ansteckend gewesen, wie der Doktor Treu gesagt habe, sonst hätten doch Madame Schulz und der Herr Baron Johann angesteckt werden müssen, die hätten ja doch die Leiche in den Sarg gehoben, das Sterbezimmer mit Blumen und Kränzen ausgeschmückt und viele Stunden des Tages in demselben zugebracht. Es sei doch ein Unrecht von uns, dass keiner es gewagt habe, nahe an den

Sarg zu treten und dem gnädigen Fräulein zum Abschied die Hand zu drücken. Das gnädige Fräulein sei immer so gut gegen alle gewesen, sie habe es nicht um uns verdient, dass sie jetzt so verlassen dort oben im Sarg liege! So äußerte sich zuerst nach langem Schweigen die Köchin, der Gärtner und der Kutscher stimmten ihr bei, und der Gärtner fügte ohne alle Veranlassung hinzu: Es sei doch merkwürdig, dass die Kammerfrau, als sie vom Doktor im Wagen fortgeführt worden sei, gar nicht gehustet habe, während sie doch sonst kaum ein paar Minuten verbracht habe, ohne husten zu müssen.

Wir schauten uns wieder gegenseitig schweigend an, dann sagte die Köchin entschlossen, sie werde nicht ruhig werden, wenn sie nicht das Versäumte nachhole! Sie wolle zurückkehren ins Sterbezimmer, um das gnädige Fräulein noch einmal zu sehen, ehe der Sarg zugemacht werde. Sie wolle der lieben Toten die kalte Hand drücken, und zwar die linke Hand, die sei dem Herzen am nächsten.

Wir wussten alle, was die Köchin wollte, obwohl sie es nicht auszusprechen wagte, jeder von uns erinnerte sich ja, dass die Kammerfrau eine ganz verkrüppelte linke Hand gehabt habe. Der Gärtner hatte mit seiner Bemerkung unsere Gedanken auf einen bestimmten Punkt hingelenkt, schon hatten wir nicht mehr einen leisen Zweifel, sondern einen bestimmten Verdacht.

Die Köchin zögerte nicht, ihre Absicht zur Ausführung zu bringen. Noch fühlte sie wohl, wie sie später oft erzählt hat, eine bange Furcht, aber die Begierde, sich zu überzeugen, ob ihr Verdacht begründet sei, war doch noch größer, als die Furcht. Zuerst mit langsamen Schritten, dann schneller ging sie dem Schloss zu, ich folgte ihr, ein Haus-

mädchen, der Gärtner und der Kutscher schlossen sich ebenfalls an.

Wir stiegen leise und vorsichtig auf den Zehen die Treppe in die Höhe. Keiner wagte auch nur hörbar zu atmen. Als wir den Vorsaal erreicht hatten, blickten wir uns scheu, furchtsam um, ob nicht etwa Exzellenz uns sehen könne, dann schlichen wir weiter, aber wir mussten bald haltmachen, denn die Tür im Korridor war fest verschlossen! Wir blieben stehen. Ein eigentümlicher Ton ließ sich im Innern des Korridors hören. Wir lauschten. Das waren Hammerschläge und sie ertönten dumpf gedämpft durch die Entfernung.

»Der innere Sarg wird soeben vernagelt«, flüsterte die Köchin.

»Wenn Exzellenz selbst oder der Herr Baron Johann sich solcher Arbeit unterziehen, so müssen sie wohl ihre Gründe dafür haben«, bemerkte der Gärtner; aber er blickte sich über sein eigenes Wort erschreckt um, als er es gesprochen hatte.

Keiner von uns wagte noch ein Wort, wir schlichen zurück, in der Küche versammelten wir uns; aber die Furcht, welche wir alle vor Exzellenz hatten, war so groß, dass noch immer niemand es wagte, offen auszusprechen, was alle dachten. Es wurden wohl kaum missverstehende Andeutungen gemacht, aber niemand wagte offen mit der Sprache herauszugehen, selbst nicht der Gärtner, der doch mit dem Mund sonst immer vornweg war. Am folgenden Morgen kamen von weiter, von den entfernteren Gütern die Herrschaften ins Schloss Warnitz, um der Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen und dem Leichenbegängnis beizuwohnen. Exzellenz, Baron Johann und Baron Ro-

bert, Ihr Herr Vater, der spät am Abend von Schloss Lösen angekommen war, empfingen im großen Saal die Gäste.

Zwölf Männer aus dem Dorf trugen dann den Sarg vom Schloss zum Dorf hinunter zur Pfarrkirche. Hinter dem Sarg gingen Exzellenz, zu seiner Rechten Baron Robert, zu seiner Linken Baron Johann, dann kamen alle die vornehmen Herrschaften, der ganze Adel aus der weitesten Umgegend, den Schluss des langen Zuges machte die Schlossdienerschaft. Der Gärtner ging neben mir. Als wir aus dem Hoftor traten und in der breiten Buchenallee den langen, glänzenden Zug überschauen konnten, wendete sich der Gärtner zu mir und flüsterte mir zu: »Ob wohl die hässliche, schwindsüchtige Kammerfrau je im Leben gedacht hat, dass ihrem armen Leichnam solche Ehre widerfahren wird?«

Nach der Beisetzung der Leiche in der Familiengruft und dem Gottesdienst, mit dem die Feierlichkeit geschlossen wurde, nahmen die Herrschaften ein Frühstück im Schloss ein, dann fuhren sie nach allen Himmelsrichtungen hin wieder fort. Eine Stunde später verließ auch Exzellenz das Schloss; ich hatte zuerst den Befehl erhalten, Exzellenz auf der Reise zu begleiten; aber noch im letzten Augenblick wurde es anders bestimmt, ich musste im Schloss bleiben, Exzellenz reiste allein. Nach ein paar Tagen verbreitete sich plötzlich im Schloss das Gerücht, zwischen Exzellenz und dem Herrn Obersten von Werneburg habe in D. ein Duell stattgefunden, in welchem der Herr Oberst totgeschossen worden sei; der Gärtner brachte die Nachricht mit aus F., er hatte sie vom Herrn Doktor Treu selbst gehört.

Wir Diener waren alle tief entsetzt; wir hatten sämtlich

den Herrn Oberst sehr gern gehabt, er war freundlich mit uns gewesen und hatte immer gute Trinkgelder gegeben; dass er jetzt von unserem Herrn erschossen worden war, flößte uns vor diesem eine noch viel größere Furcht ein, als wir bisher vor ihm gehabt hatten. Wir hatten in den letzten Tagen manch' freies Wort über das Leichenbegängnis und den Tod des gnädigen Fräuleins Sabine gesprochen, jetzt aber verstummten wir plötzlich wieder. Wir erinnerten uns alle, dass der Herr Oberst seinen Tod gefunden habe, weil er seine Überzeugung ausgesprochen hatte, Fräulein Sabine sei gar nicht tot; der Gärtner, der Mutigste von uns, erklärte, er werde sich hüten, noch ein Wort über die ganze dumme Geschichte zu verlieren, denn er traue es unserem Herrn zu, dass dieser jeden, der es wage, über Fräulein Sabines Tod zu sprechen, wie einen tollen Hund niederschießen werde. Ein so vornehmer Herr dürfe sich so etwas schon erlauben, dem gehe deshalb kein Gericht an den Kragen.

Wir wussten alle, dass der Gärtner Recht habe, kam doch Exzellenz ganz ruhig nach Schloss Warnitz zurück; allerdings erhielt später Exzellenz eine Strafe, aber nachdem er drei Monate auf der Festung als großer Herr gelebt hatte, wurde er begnadigt, obwohl er doch seinen eigenen Schwager, einen vornehmen Herrn totgeschossen hatte.

Das hieß eine Strafe, es war aber keine, das weiß ich am besten, denn ich habe Exzellenz als sein Kammerdiener zur Festung begleitet und ihn dort bedient. Es war nur eine Scheingefangenschaft, Exzellenz konnte frei in der Festung umherspazieren, Besuche machen und Gesellschaft empfangen, ganz wie er wollte.

Des Gärtners Warnung hatte uns eingeschüchtert. Nur

im Geheimen, wenn zwei zusammentrafen, die recht vertraut miteinander waren, wurde noch über die traurige Geschichte des Fräuleins Sabine geflüstert, da erzählten wir uns dann auch, dass der Herr Oberst ein ganz sonderbares Testament hinter lassen habe. Genaueres über dasselbe habe ich nie erfahren, aber soviel weiß ich, dass der Herr Oberst dies Testament am Tag vor dem Duell gemacht und darin ausgesprochen haben soll, dass seiner Überzeugung nach Fräulein Sabine noch lebe. Er soll ihr und nach ihrem Tod ihren etwa existierenden Kindern sein ganzes über hunderttausend Taler betragendes Vermögen vermacht haben. Einen berühmten Advokaten in D. soll er zum Testamentsvollstrecker ernannt und beauftragt haben, jedes Mittel aufzubieten, um Fräulein Sabines Aufenthaltsort aufzufinden und dafür zu sorgen, dass sie ihr Erbteil bekomme. Vierzig Jahre, vom Todestag des Herrn Obersten an, solle, wenn Fräulein Sabine nicht aufgefunden werde, das ganze Vermögen für sie durch den Testamentsvollstrecker verwaltet und Zins und Zinseszins dem Kapital zugeschlagen werden; wenn aber nach vierzig Jahren weder Fräulein Sabine noch ihre etwaigen Kinder entdeckt seien, dann solle Ihr Herr Vater, Baron Robert, der Erbe werden. Den Herrn Baron Johann soll der Herr Oberst ganz von der Erbschaft ausgeschlossen haben, weil er ihn in Verdacht gehabt hat, der Mitschuldige von Exzellenz gewesen zu sein.

Ob das Testament genau so, wie ich erzählt habe, gelautet haben mag, will ich nicht mit Bestimmtheit behaupten, aber sicher ist, dass der jetzige Herr Justizrat Meuding in D. noch bis auf den heutigen Tag das Vermögen des Herrn Obersten verwaltet, und erst vor einigen Tagen hat

der gnädige Herr, Ihr Herr Vater, ganz offen mit der gnädigen Frau Mutter darüber gesprochen, dass alle Not und Sorgen für ihn vorüber sein werden, wenn es ihm nur gelinge die nächsten drei Monate sich aufrechtzuerhalten. In drei Monaten seien die vierzig Jahre verflossen, dann werde er das ungeheure Werneburg'sche Erbe antreten.

Das war's, Herr Baron, was ich Ihnen zu erzählen hatte«, so schloss der alte Kammerdiener seinen langen Bericht. »Es hat mir schon seit langer Zeit auf dem Herzen gelegen, dass ich wohl die Pflicht hätte, Ihnen oder dem Herrn Leutnant die Geschichte zu erzählen; aber Sie waren fern und der Herr Leutnant, nun, der Herr Leutnant schauen so heiter und glücklich in die Welt hinein, dass ich meinte, für ihn passe wohl solche traurige Geschichte nicht, die selbst einem ernsten Mann das Herz schwer macht. Deshalb habe ich gewartet, bis Sie zurückkommen würden von Ihrer Reise, Herr Baron! Ich habe auch wohl manchmal gebangt, dass ich sterben könnte, ehe ich Ihnen alles erzählt habe, denn das Alter macht sich mir doch recht fühlbar, nun aber habe ich mir, Gott sei Dank, mein Herz erleichtern können und Sie wissen alles.«

Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte Hermann der langen Erzählung des alten Dubois gelauscht, sie beleuchtete manche ihm bisher rätselhafte Andeutung auf die dunkle Familiengeschichte derer von Anthold, und doch war ihm noch vieles nicht ganz klar. Ging nicht aus Dubois' Worten hervor, dass dieser nicht an den Tod der unglücklichen Sabine glaubte? Ruhte wirklich in der Anthold'schen Erbgruft die Leiche der verstorbenen Kammerfrau? Hatten der wirkliche Geheimrat Baron von Anthold und sein ältester Sohn gemeinsam einen schmachvollen Betrug be-

gangen, um eine Verletzung der Familienehre zu bestrafen und Sabine aus der Welt verschwinden zu lassen? Ein solches Verbrechen des Vaters gegen die Tochter, des Bruders gegen die Schwester war zu widernatürlich, zu schmachvoll, als dass Hermann es hätte glauben können! Aber ergaben sich nicht dennoch viele gewichtige Verdachtsgründe aus der einfachen Erzählung des alten Kammerdieners?

War es denkbar, dass der Oberst von Werneburg so fest vom Leben seiner Nichte überzeugt war, dass er ihr sein ganzes Vermögen hinterließ, wenn er nicht guten Grund für seinen Glauben hatte? Und das Testament existierte wirklich, daran zweifelte Hermann nicht; erklärte sich ihm jetzt doch leicht, weshalb sein Vater so dringend eine kurze Frist von nur drei Monaten ersehnte. »Sie wissen alles!« So hatte Dubois seine Erzählung geschlossen; aber Hermann wusste noch nicht alles, er bedurfte noch weiterer Aufklärungen.

»Du hast mir eine seltsame, abenteuerliche Geschichte erzählt, Alter«, sagte er, nachdem er längere Zeit schweigend, tief sinnend in dem großen Zimmer auf und nieder gegangen war. »Sie klingt wie ein Märchen, wie eine müßige Erfindung, deren Zweck es ist, einen Schmutzflecken auf das Andenken des strengen, stolzen Geheimrats von Anthold, meines Großvaters zu werfen!«

Dubois fuhr bei diesen Worten erschreckt vom Sessel auf, er rief mit ängstlich erhobener Stimme: »Bei Gott, ich schwöre Ihnen, Herr Baron.« Aber Hermann unterbrach ihn.

»Beunruhige dich nicht, alter Dubois«, sagte er freundlich. »Dich klage ich nicht an. Ich kenne dich ja seit meiner

frühesten Kindheit und weiß, dass du mich sicherlich nicht belügen willst. Du glaubst, was du sagst, dir liegt es fern, deinen alten Herrn verlästern zu wollen. Du hast mir nur erzählt, was du erlebt hast oder erlebt zu haben glaubst, davon bin ich überzeugt; aber nicht davon, dass alles sich richtig so gefügt habe, wie es dir deine Fantasie vorgespiegelt hat. Wenn der Doktor Treu wirklich, wie du andeutest, nicht die Kammerfrau, sondern meine unglückliche Tante Sabine damals aus Schloss Warnitz fortgeführt hätte, dann würde diese doch sicherlich später noch irgendein Lebenszeichen gegeben haben. Hast Du je von einem solchen gehört?«

»Niemals, Herr Baron; aber auch die Kammerfrau des gnädigen Fräuleins ist seit jener Nacht spurlos verschwunden. Der Herr Doktor Meuding, der jetzige Herr Justizrat, der Testamentsvollstrecker, hat sich damals große Mühe gegeben, ihren Aufenthalt zu erforschen, er hat selbst in den Zeitungen eine hohe Belohnung ausgeboten, aber es ist alles vergeblich gewesen.«

»Hat er sich nicht an die Gerichte gewendet und eine Untersuchung gefordert?«

»Freilich hat er dies getan, aber er ist zurückgewiesen worden, da er nicht einen einzigen Beweis für seine Behauptung, Fräulein Sabine sei noch am Leben, beibringen konnte. Exzellenz war so einflussreich, dass kein Gericht es gewagt haben würde, gegen einen so vornehmen Herrn ohne die gewichtigsten Beweismittel einzuschreiten.

Auch nach dem Tod der Exzellenz machte Doktor Meuding noch einen Versuch, eine Untersuchung zu erzwingen. Er legte Protest gegen die Erbteilung zwischen den beiden Herren Söhnen des Verstorbenen ein, indem er

wieder behauptete, Fräulein Sabine lebe noch, er brachte es auch wirklich dahin, dass die Erbregulierung verzögert wurde.

Als aber der Herr Baron Johann den regelrechten Totenschein vorlegte und an Eidesstatt versicherte, er selbst habe mithilfe der Madame Schulz die Tote in den Sarg gebettet; als auch Doktor Treu aussagte, er habe die Kranke bis zu ihrem Tod behandelt und sich bereit erklärte, dies zu beschwören, wurde der Herr Doktor Meuding mit seinem Anspruch abgewiesen. Er forderte die Vernehmung der Madame Schulz, aber diese war ebenso wenig aufzufinden wie die Kammerfrau. Wegen der Letzteren gab es noch Schwierigkeiten, Doktor Treu musste Auskunft geben, wo sie geblieben sei, nachdem er mit ihr das Schloss verlassen habe. Er erklärte, ein Fuhrmann, der noch in derselben Nacht von F. nach D. gefahren sei, habe die Kranke mit sich genommen mit dem Versprechen, sie im Krankenhaus abzuliefern, seitdem habe er nichts mehr von ihr gehört, sie werde jedenfalls im Krankenhaus gestorben sein. Er gab auch den Namen des Fuhrmannes an, aber dieser konnte nicht zum Zeugnis aufgefordert werden, er war inzwischen verstorben. Alle Versuche des Herrn Doktor Meuding, eine Fortführung der Untersuchung zu veranlassen, waren vergeblich. Vom Gericht wurde der Beweis, dass das gnädige Fräulein Sabine gestorben sei, als geführt anerkannt, die Erbteilung erfolgte ganz so, wie das von Exzellenz hinterlassene Testament es anordnete. Baron Johann, als der ältere Bruder, erhielt die beiden großen Herrschaften in Polen, die viel wertvoller waren als Warnitz, Ober- und Niederlösen, welche der gnädige Herr, Ihr Herr Vater, erbte. Aber es ruhte kein Se-

gen auf der Erbschaft. Nicht viele Jahre hat es gedauert, da hatte der Herr Baron Johann die polnischen Herrschaften so mit Schulden überlastet, dass er sie nicht mehr halten konnte; er hatte sich nicht um seine Güter gekümmert, diese den Verwaltern überlassen, während er selbst mit seiner jungen Frau, einer polnischen Gräfin, von einem Bad zum anderen, von einer Spielbank zur anderen reiste; da flog das Geld zum Fenster hinaus, und als es zu Ende war, da, aber man spricht nicht gern davon; ich will lieber schweigen, der gnädige Herr würde es mir nie vergeben, wenn er erführe, dass ich von seinem Herrn Bruder erzählt habe.«

»Du hast zu viel gesagt, um nicht noch mehr sagen zu müssen!«, erwiderte Hermann finster. »Ich will endlich klar sehen in dieser traurigen Familiengeschichte. Auf dem Stammbaum steht unter dem Namen des Onkels Johann ein Kreuz mit der Jahreszahl, nichts davon, dass er verheiratet gewesen ist. Weshalb ist seine Vermählung nicht erwähnt? Ich habe nie erfahren können, wo und wie er gestorben ist, der Vater hat mir darüber jede Auskunft verweigert, jetzt sollst du sie mir geben!«

Dubois schüttelte bedenklich den Kopf. »Ich tue es nicht gern«, sagte er zögernd; »aber wenn Sie es fordern, Herr Baron, darf ich es nicht verweigern. Der Stammhalter des Geschlechts, der älteste Sohn, hat doch gewiss ein Recht darauf, die Geschichte seiner Familie genau zu kennen. Es ist wieder eine traurige Geschichte; sie lässt sich in wenigen Worten erzählen. Als der Herr Baron Johann die schönen polnischen Herrschaften verspielt hatte und keinen roten Pfennig mehr besaß, machte er Wechselschulden, er wollte durchaus an der Spielbank wieder gewinnen, was

er verloren hatte, und die schöne polnische Gräfin, seine Gemahlin, saß auch mit an der Spielbank; aber es half nichts, das Glück war ihm nicht hold, er wollte es zwingen, und da er kein anderes Mittel mehr hatte, Geld zu bekommen, machte er falsche Wechsel. Es wurde entdeckt, er kam in Untersuchung und wurde verurteilt. Der Adel wurde ihm aberkannt und er musste ins Gefängnis wandern. Während er saß, wurde ihm ein Sohn geboren. Als er die Freiheit wieder erhalten hatte, suchte er hier in Schloss Warnitz eine Zuflucht. Er kam in einem schlechten Bauernwagen mit seiner Frau, die gar nicht mehr schön, sondern recht vergrämt und jammervoll aussah, und mit seinem kleinen Sohn eines Abends spät an und forderte, der gnädige Herr solle ihn aufnehmen. Es sind nun fast dreißig Jahre her, aber ich habe es nicht vergessen, wie traurig der Einzug der Familie ins Schloss war; solche Erinnerung bleibt für das Leben! Der gnädige Herr wollte nichts von seinem Bruder wissen, der die Familie entehrt, den Namen Anthold mit Schande bedeckt habe, und die gnädige Frau Baronin weigerte sich, den Schwager und die Schwägerin nur zu sehen. Unten vor dem Portal stand der Leiterwagen, auf einem Strohbund saß die arme Frau mit ihrem kleinen Knaben und wartete, während der Herr Baron Johann hier im Schloss bei dem gnädigen Herrn war. Sie musste zitternd vor Frost denn es war ein hässlicher, kalter Abend, lange Zeit warten, endlich aber erhielt ich vom gnädigen Herrn den Befehl, die Frau und das Kind in den Seitenflügel zu führen, in dasselbe Zimmer, welches das gnädige Fräulein Sabine zuletzt bewohnt hatte.